

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 23.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Juni 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Knabe von 7 Jahren. Blouse und Pantalons von rothbraunem Sammet, letztere sind weit und kurz und wie die Blouse mit dunklerem Sammetband und Knöpfen in einfacher Weise garnirt. Weite Puffen-Unterärmel, um das Handgelenk mit kleinen Knöpfchen geschlossen; spitzer Kragen, geschlossen durch eine mit Quasten versehene Schnur.

Figur 2. Mädchen von 10-11 Jahren. Kleid von hellgrauem Taffet mit doppeltem Rock; der obere, zackig ausgeschnittene Rock schließt mit einem viermaligen Besatz schwarzen Sammetbandes. Leibchen mit abgerundeter Schneppe und einer Berthe vom Stoff des Kleides, mit Sammetband garnirt. Weite offene Aermel mit Ueberärmeln, welche eine dem Rock entsprechende Garnitur zeigen. Runder Strohhut mit einer großen, den Kopf in Form eines Kranzes umschließenden Feder. Gesticktes Chemiset. Weite Puffen-Unterärmel.

Figur 3. Knabe von 3-4 Jahren. Rock und Jäckchen von dunkelgrünem Sammet, geziert mit Streifen schwarzen Sammetbandes; das Jäckchen ist vorn offen mit gespaltener Ueberschlagtrage, welcher das Chemiset von Battist sehen läßt. Aufliegende Aermel mit Aufschlag, Unterärmel und Pantalons von Battist.

Figur 4. Mädchen von 8-9 Jahren. Kleid von hellbraunem Popeline mit 2 Röcken; der obere derselben ist der Länge nach mit Bandrücken in gleicher Farbe besetzt; eben so der Schoß des Leibchens, die doppelten Pagodenärmel, die Achselbänder und die über dem Chemiset sichtbaren 3 Querstreifen. Unterärmel und Chemiset von gesticktem Mull.

Figur 5. Knabe von 5 Jahren. Röckchen von indischem Nanjing, an beiden Seiten mit Querstreifen weißer Posamentierborte pyramidalisch verziert. Schräge Tasche, durch Troddeln markirt. Jäckchen von Nanjing mit entsprechender Garnitur, vorn offen, nach unten zu abgerundet und auf den Hüften mit Einschnitten versehen. Kragen und Unterärmel von gestreiftem Battist, Mütze von vergelbetem Maroquin, Stiefeln von demselben Stoff.

Figur 6. Knabe von 10 Jahren. Jäckchen von dunkelblauem Cashmir. Weste von weißem Piqué, vorn herunter zugeknöpft, Beinkleider von weißem Piqué, lackirte Stiefeln mit Bänderpuffen. Hemd mit Ueberschlagtragen und rothes Band als Cravatte.

Figur 7. Mädchen von 9 Jahren. Kleid von blauem, quergestreiftem Taffet mit 3 Volants, deren erster vom Gürtel ausgeht. Leibchen ohne Schoß mit hinten runder Berthe, deren Enden vorn sich kreuzen, und hinten am Schluß der Taille verschlungen, lang hinabfallen. Aermel mit breitem gespaltener Revers, durch ein Gitter schwarzen Sammetbandes zusammengehalten. Ein schwarzer Sammetstreifen bildet sowohl den Besatz der Volants als der Taille. Schweizer Kragen, Schweizer Unterärmel, weiße Pantalons, blaue Stiefeln; im Haar eine schwarze Sammetkappe mit langen Enden.

Figur 8. Knabe von 9 Jahren. Jäckchen von kastanienbraunem Sammet, mit aufgeschlagenen Aermeln, garnirt mit breiter Borte aus dunklerem Sammet, welche vorn, am schrägen Schluß des Jäckchens entlang geht. Weiße Pantalons, Unterärmel und Kragen von Battist, runder italienischer Strohhut.

Selene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paschkowsky.

(Schluß.)

Endlose Tannenwälder an den Bergen dehnen sich an beiden Seiten der berganz- und bergabführenden Chaussee nach Klauenthal. In das monotone Säuseln der Tannen klingt das harmonische Läuten der Herdenglocken, das Murmeln der aus dem Felsen sprudelnden, den Berg hinunterfließenden Quellschen und Bäche. Da ist denn Klauenthal mit dem Nachbarstädtchen Tellerfeldt, 1800 Fuß über dem Meeresspiegel, so daß die Luft hier schon merklich unfreundlich und rauh wird. Eine höchst interessante Tour machten unsere Reisenden in die bedeutenden Silber- und Erzminen hinab. Aber schauerlich ist es unter der Erde, wenn gleich durch unendliche viele Mühe und tiefe Arbeit es der Kunst der Menschen gelungen ist, alle Gefahren des Einsturzes dieser unterirdischen Gänge unmöglich zu machen. Mächtiges Gewölb stützt von allen Seiten die Schächte, in denen Bergleute, in ihrer finstern Tracht, Windlichter in den Händen, mit dem finstern Gruß: Glück auf! den Reisenden begegnen, die ebenfalls in Bergmannstracht 500 Fuß tief hinuntergefahren waren. Aber feucht und schwer ist die Luft, das Wasser sicker durch die Ritzen, das hämmern arbeitender Bergleute hallt dumpf wider und der Knall des Pulvers, mit dem das Erz herausgesprengt wird, scheint die ganze unterirdische Welt zertrümmern zu wollen. Die jungen Mädchen athmeten hoch auf, als sie im



Sommer-Moden.

kleinen Zechenhaufe sich von den Strapazen des Kletterns erholen konnten.

Da ist das Städtchen Rübeland in einem tiefen Thal, von den weißgrauen Kalkfelsen eingeschlossen, an deren Füßen sich die Wellen des breiten Stromes brechen, die mächtige Marmor-mühlen treiben; da liegt der schwarze Eingang zu der Viels-höhle, und hier geht's bergan zu der merkwürdigen Baumams-höhle mit ihren wunderbaren Tropfstein- oder Stalaktitenge-bilden; langsam tropft das Wasser aus den Ritzen und Wöl-bungen dieser wunderbaren Höhle, und nach und nach bilden sich die Krystalle, welche die eigenthümlichsten Formen anneh-men. In dem sogenannten Tanzsaal, einer weiten, hohen Halle, erhebt sich die klingende Säule, acht Fuß hoch, die bei der leis-ten Berührung einen glodenähnlichen Ton von sich giebt. Der Fährer löschte sein Licht aus, unheimliches Dunkel umgab sie, dann zündete er ein bengalisches Feuer an und Alles flammte in den buntesten Reflexen; dann schoß er eine Pistole ab und aus den endlosen Hallen und Wölbungen, deren Ende noch nicht ermittelt, antwortete ein dumpfes Echo. Glücklich derje-nige, Ihr Lieben, dem Umstände und Verhältnisse erlauben, alle diese Herrlichkeiten der Natur zu bewundern, die den Beschauer unwillkürlich mit den Worten des Psalmisten rufen lassen: Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel! — Ungern trennten Helene und Marie sich von dieser merkwürdigen Höhle, die ih-rem unglücklichen Entdecker den Namen verdankt — der drei Tage lang, ohne Licht und Nahrung, in den unterirdischen Gängen umherirrte, und wie er durch Zufall an's Ende kam, in Folge seiner Angst und Abspannung starb. Im Hintergrund der Landschaft erhebt sich der riesige Brocken und neben ihm die statt-liche Achtermanshöhe; sie schauen so finster auf die unter ih-nen liegende Bergwelt; es ist ein herrliches Panorama, der mächtige Brocken mit seinem schwarzen Haupt, die weißlichen Kalkfelsen Rübeland, die wunderbarlich gestaltet mit dem frischen Grün ewiger Tannenwälder kontrastiren. Da ist das Städt-chen Bernigerode, mit seinem, hoch auf dem nackten Felsen lie-genden Schloß des Grafen Stolberg-Bernigerode, und weiter, an dem Felschen Haffersode vorbei, windet sich der schmale Fuß-pfad unter schattigem Gebüsch ins Holzammen-Thal, wo die wilde Holzamen schäumend und brausend über Gestein und Klippen dahinwallt. Enger und mühsamer wird der Weg, dunkle Tannen säuseln an beiden Seiten, tief unten mit wil-dem Getöse braust der Fluß dahin. Dieses Felsenbett heißt die steinerne Rinne. Ueber einem der wildesten Theile des reißenden Stromes hängt eine schmale Brücke, mit Mühe klettert man hinüber und schaut nun hinter sich oder vor sich in die wilden Wasserwogen, die bald hoch aufsprühen, bald über zertrümmerte Felsmassen stürzen. Ein Punkt, von dem man von einer Gruppe wild über einander geworfener Granitblöcke, die halb bemooßt sind, einen schauerlich schönen Ueberblick in dies Felsen-thal mit seinem weißen schäumenden Wasser hat, heißt die Hölle. Wie der gute Genius dieses wilden Tales, blickt am Eingange ein hoher weißer Felsen, der silberne Mann, in die malerische, un-heimliche steinerne Rinne. Nach und nach wird die Gegend we-niger wild, die Tannen weniger dicht, die grotesken Felsenmassen verschwinden, der Fußpfad wird ebener. Sie und da erblickt man wieder einzelne Köhlerhütten, vor denen ein unfreundli-cher Hund liegt, unromantische Weiler, aus denen ein unange-nehmer Dualim emporraucht. Wir stehen am Fuße des Nene-denberges, über den es zum Brocken hinaufgeht. Eine unwirt-bare Gegend umher, alte knorrige Baumwurzeln wuchern über den Weg, kleine Bergwässer rieseln hie und da. Binsen und Hirschwurz mit den weißen wehenden Blumendolden wachsen an sumpfigen Stellen; hin und her grünt einsames Heidekraut mit den violetten Blüthenbüscheln und Heidelbeerenkraut zwi-schen den unheimlichen Steinblöcken, an die sich Moos und kärgliche Flechten kleben. Die Luft wird immer unfreundlicher, der Wind streicht rauh über die öde Gegend; wie nebelhafte Schatten huschen die Wolken, leicht und durchsichtig, an uns da-hin. — Gottlob! wir stehen am Brockenbett. Hier windet sich der Weg hinauf zum Brocken; der weitere, bequemere für Wagen und Pferde, der nähere, aber wildere für Fußgänger. Kärzli-cher wird die Vegetation, kleiner die Tannen, rauer die Luft, wilder, grotesker die Granitfelsen, die unordentlich durch einan-der geworfen liegen. Endlich hört jede Vegetation, jeder Baum-wuchs auf, nur zuweilen blüht sogenanntes Heerenmoos mit den bizarr geformten Federblumen hervor. Da liegt das Brocken-haus, 3500 Fuß über dem Meerespiegel. Bei hellem heiteren Himmel, wenn die Sonne wolkenlos auf- und niedergeht, bietet die Aussicht von der Spitze des Brockenhauses ein über alle Be-schreibung herrliches Bild. Selbst bis zum fernen Hercules auf der Wilhelmshöhe kann dann das Auge schweifen, hinweg über die großartige Berggegend ringsum. Unsere Reisenden trafen leider einen nebeligen trüben Abend, einen eben so wenig hellen Morgen, wie häufig der Fall ist — und dennoch erschien es den genügsamen Mädchen, ungeachtet aller Kälte, die sie ausstan-den, äußerst romantisch mit den Nebeln, die sich nach und nach zu Wolken verdichteten und um die Fenster des Wirthshauses jausten und brausten, wie die Wellen eines sturmbelegten Mee-res. Schneller als bergan geht es einen sehr steilen Pfad berg-unter, an dem Schneeloch, wo noch ein Johanni Schnee liegt, dem wilden Herentanzplatz, an gigantischen Granitblöcken dahin, die ein gewaltiges Zeugniß jener Natur-Revolutionen ge-ben, deren noch keine Geschichte denkt, die aber jene uralten Bergriesen und Granitmassen auseinander gerissen haben. Jetzt zerfließt die Zeit mit ihren mächtigen Einflüssen von Regen und Schnee, Sonnenschein und Sturmwinden langsam, aber sicher den eisenfesten Granit, an deren Oberfläche sich Moose und Flechten kümmerlich hinstängeln, bis nach und nach Gräser und Blumen und endlich Tannen und kräftige Fichten mit ih-ren tief sich erstreckenden Wurzeln das Werk der Zerstörung Jahr-hunderte alter Felsen vollenden. Der Name Brocken schien den jungen Mädchen denn auch viel weniger bezeichnend für die wilde, großartige, unheimliche Gestaltung des Harzriesen, als der volkstümliche Name: Blocksberg — von dem die Sagen und Märchen erzählen, hier hätten in der Walpurgisnacht He-ren und Kobolde ihren Reigentanz gehalten und die wilde Jagd, dies Räthsel ferner Bergregionen, ihr dämonisches Wesen getrie-ben. Wahrscheinlich stammt die Sage aus den Zeiten Karls des Großen, der mit seinen Franken die heidnischen Wenden mit Feuer und Schwert zur Annahme des Christenthumes zwingen wollte, die auf der Höhe geheiligter Berge in sternenhellen Nächten ihrem Altvater Wodan opferten, und um die Fische abzuhalten, in Hirschkelle und Ochsenhäute eingehüllt, mit Hirsch-geweihen an den Häuptern, unter tollem Geschrei, unter Zusam-menschlagen und Klirren ihrer Waffen und Opfergeschirre ihre

Ceremonien vollführten. — Allmählig wird die Gegend wieder freundlich, Blumen und Bäume erscheinen, lauer und milder weht die Luft; murrend fließt ein silberhelles Bächlein neben ihnen; es ist die Ilse, die späterhin im romantisch von Bergen umkränzten Iffenthal spielend und ländelnd, wie ein glückliches Kind, dahin rauscht, bis sie immer wilder und reißender wird, über zerbröckelte Felsen im jähen Katastrakte hinstürzt oder wie in blinder Wuth mit ihren schäumenden Wellen die Ufer zerpeitscht. Da liegt der einsame Iffenstein mit dem eisernen Kreuz oben auf dem Denkmal, das der Graf von Stolberg-Bernigerode, zum Andenken an die siegreichen Feldzüge 1813 und 1814, seinen Kampfgenossen hat errichten lassen.

Schnell und glücklich flossen die letzten Reisetage hin. Der Doctor ließ es sich nicht nehmen, Helene selbst an den Ort ihrer Bestimmung zurückzuleiten, wo sie Alle mit herzlichster Freude empfangen wurden und Werner sein Versprechen geben mußte, seine Reisebekannten bald mit einem Besuch zu überraschen. Er versprach es, und schneller, als er erwartet, sollte er sein Ver-sprechen erfüllen, wenn auch die Umstände, unter denen es er-folgen sollte, sich höchst traurig gestaltet hatten.

Helene hatte sich wieder in den beschränkten Kreis des Alltags-lebens hineingelegt. Mit der größten Aufmerksamkeit und Freund-lichkeit erfüllte sie ihre Pflichten, um so den Dank gegen ihre so un-endlich gütigen Gebieter auszudrücken. Den beiden Kleinen hatte sie niedliche Andenken mitgebracht, wie sie in kleinen und größern Städten des Harzes leicht zu haben sind; ihrer geliebten Großmutter aber einen schönen Kranz von hie und da gesammelten Flech-ten, Moosen und Blumen und schmückte damit das theure Bild. Auch der Graf und die Gräfin waren nicht vergessen. „Groß-mutter,“ sprach das junge Mädchen, als sie am ersten Abend der Heimkehr zum erstenmal in ihrem Zimmer unter dem Bilde stand, „Großmutter,“ sagte sie mit gefalteten Händen und Thrä-nen in den Augen, „Deine Helene ist so glücklich, Dein letztes Gebet, das Du für mich zum Himmel hinaufsandtest, ist erfüllt worden — ich bin so glücklich, wie ich es zu werden nie habe beanspruchen können!“ Ein plötzlicher Thränenstrom umflorte Helene's Augen. Eine dunkle Wolke war über den Mond da-hin gezogen, der eben so hell und klar in's Fenster schaute; eine unwillkürliche Ahnung beklemmte Helene's Brust, sie wußte nicht, was die Zukunft ihr Unheilvolles oder Trübes bringen würde — aber der glückliche Moment war dahin! Unter dem Bilde der Großmutter stehen bleibend, wiederholte sie fast un-willkürlich die schönen Anfangsworte des Gerhart'schen Liedes aus ihrem holsteinischen Gesangbuch, die ihr so oft im Leben Trost und Beruhigung verliehen hatten:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herz nur kränkt,
Der allertreuesten Pflege
Deß, der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Fluß und Winden
Bestimmte Zeit und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann.

Helene's bange Ahnung hatte sie nicht betrogen. Ein her-zes Leid war ihr noch unbekannt und sollte sie tief, tief im In-nersten ihres Herzens treffen, wie denn der liebe Gott recht oft unsere Wünsche nicht erfüllt und das Theuerste, was wir auf Erden besitzen, zu sich nimmt, damit wir unser Herz nicht in selbst-lüchtiger Liebe an ein sterbliches Wesen fetten und seiner dar-über vergessen. Das ist ein Act seiner Erziehung, den Gott in seiner, oft unverständenen Weisheit mit uns Menschen vor-nimmt, ein Act seiner väterlichen Liebe, wenn wir sie auch hier nicht begreifen können. Noch einmal sollte Helene durch die Schule der Leiden und Prüfungen gehen, um geläutert für ihr ganzes Leben zu werden.

Der Sommer und der Frühherbst waren hingegangen, Helene hatte mit treuem Eifer den Unterricht der beiden Mädchen vor-genommen, und namentlich hatten Toni's schnelle, fast reisende Fortschritte in allen Schulwissenschaften und in der Musik, die sie so liebte, Aller Erstaunen erregt. Leider erweckte eine be-deutende Kränklichkeit bei einer mehr und mehr zunehmenden Reizbarkeit des Geistes die gerechte Sorge Helene's und der Baronin, die der kleinen Adoptivtochter des Schwagers denn auch herzlich zugethan war. Der Hausarzt meinte, es sei eine Folge ihres ungewöhnlichen Wachstums; mit dem wiederkeh-renden Frühling werde sich die Reizbarkeit und die Kränklich-keit der Kreolin leicht verlieren. Alle glaubten gerne daran; nur Helene nicht, sie hatte die Worte des Doctor Werner nicht vergessen: Toni sei eine zu zart organisirte Pflanze, um so leicht den Stürmen eines nordlichen Winters Trost bieten zu können. Toni's eigener Eigensinn sollte schneller die Katastrophe herbei-führen. Mitten im Park lag ein schöner Teich, den ein eise-rnes Gitter umgab, um das Aaleen und rankende Rosen erzogen waren. Hier wurden im Sommer eine Anzahl allerliebste Gold- und Silberfische gehalten, an denen namentlich Toni eine große Freude hatte, wie sie sich denn immer über die schönen Schwäne im Schloßgarten zu Pyrmont gefreut und ihnen täg-lich ihr Futter zugetheilt. Wenn die Kleinen, klugen Gesöpfe nur von der Ferne den Klang des silbernen Glöckchens oder die fast eben so hellen Stimmen der Kleinen hörten, ver-sammelten sie sich alle am Ufer und schnappten mit weitgeöff-neten Mäulchen die Brotkrumen auf. So war es ziemlich spät im Herbst geworden, die hohen Kastanienbäume hatten schon eine röthliche Färbung angenommen. Die Blumen waren spär-licher geworden, nur die Astern und Georginen mit den lebhaft-ten Anfarbungen ihrer Farben prangten zwischen den dunkel-grünen Blättern auf den weiten Beeten des Parkes. Helene spielte mit den Kindern im Garten — leider hatten die Kleinen sich eben, wie oft der Fall war, heftig gestritten, und Lucie hatte wie immer nachgegeben und still geschwiegen. Helene schien es nicht zu beachten, suchte sie doch Alles zu vermeiden, was Toni reizen konnte, und Lucie war zu endlich gutmüthig, um sich weiter darum zu kümmern. „Heute füttere ich die Fische,“ sagte Toni, indessen Helene ein Weilschen stehen ge-blichen war, um mit dem Gärtner zu sprechen. „Gieb mir die Glode!“ Das wollte Lucie nicht gelten lassen, denn Toni hatte erst gestern den Fischen ihr Futter gegeben. Die Kinder liefen den Rasenplatz hinunter und näherten sich dem Teich. „Gieb her,“ sagte Toni athemlos, als sie am Rande des Teiches stand. „Nein, wir halten es sonst immer so“, und dabei hob Lucie den Arm, um zu klingeln. „Wenn ich sie nicht haben soll, sollst Du

sie auch nicht haben“, rief Toni heftig, riß der Anderen die Glocke aus der Hand und nahm einen kleinen Anlauf, um sie in den Teich zu werfen. Dabei verlor sie das Gleichgewicht, glitt durch die Stäbe des Gitterwerks und fiel in den Teich. Ein Hilfeschrei, ein lauter Angstruf drang zu den Ohren He-lenens, die sich mit dem Gärtner etwas tiefer in den Park ent-fernt hatte und jetzt langsam zurückging. Sie eilte schnell da-hin, von woher der Hilferuf ertönte: sie sah am Ufer Lucien mit ausgebreiteten Armen stehen, sah in dem Teich Toni's hell-grünes Kleid und ihre nackten Schultern. Athemlos springt sie in den Teich, der weite Kreis treibt, nimmt die Kleine in ihre Arme, und ehe der Gärtner sich gemächlich genähert hat, trägt Helene schon das leichenblaße, zitternde Kind dem ent-fernten Wohnhause zu.

Wieder sind Tage und Wochen seit jenem Tage hinge-gangen. Noch einmal führe ich Euch, Ihr Lieben, in ein Kran-kenzimmer, vielleicht noch einmal an ein Sterbebett. Das ist ein gar trauriger Ort, eine schauerliche Stätte, wenn nicht der Engel christlicher Ergebenheit, himmlischer Hoffnung seine Schwingen um dasselbe breitet und der Krankheit ihre Schmer-zen, wie dem Tode seine Schrecknisse nimmt. Also, wie ge-sagt: noch einmal treten wir in ein Krankenzimmer; aber welch ein Unterschied mit dem, das wir im Anfange dieser Erzäh-lung betreten haben. Da schieb eine würdige Matrone, der die Stürme des Lebens nichts von ihrem Frieden in Gott, ih-rem festen Vertrauen rauben können. Da erlag endlich ein Baum, ein kräftiger Baum, der ein langes, sturmbelegtes Dasein hindurch fest und stark dagestanden, bis Ast um Ast, Blatt um Blatt zusammenbrachen und verwelkten — aber um das morsche Trümmernetz schlang sich das Immergrün frohen Gottvertrauens. Hier welkte eine zarte Pflanze, eben dem Keim entsprossen, langsam dem Tode entgegen, ehe sie hatte Knospen und Blüthen treiben können; hier troste ein wildes, tropisch-glühendes Kind gegen sein Geschick, konnte sich nicht beugen unter die gewaltige Hand Gottes und verschlangte sich gleichsam gegen alle besseren Regungen und Empfindungen mit einem eigenmüthigen: Ich bin noch so jung, ich will noch nicht sterben!

Eine leichte Erkältung Toni's in Folge jenes unglücklichen Sturzes in den Teich war denn auch schnell gehoben (und Alle wunderten sich über die kräftige Natur des Kindes), um allmählig eine Brustkrankheit zu entwickeln, die schnell und reichend um sich griff. — Der Baron zog außer seinem alten er-fahrenen Hausarzt denn auch gleich den Doctor Werner zu Rathe, dessen Kenntnissen und Scharfblick er volles Vertrauen schenkte. Welch ein trauriges Wiedersehen für Helene! — Mit Schonung theilte der gefühlvolle Mann der tiefbewegten Baro-nin, der weinenden Helene mit, wie wenig Aussicht auf Bese-derung sei, da bei einem so fein organisirten Körper, durch den schnellen Sturz ins kalte Wasser, bei Toni's übermäßiger Auf-regung und Erhitzung, Brust und Lunge des Kindes bedeutend angegriffen seien, — wie bei dem schnellen Umsichgreifen der Krank-heit kaum auf die Wiederkehr des Frühlings zu hoffen sei und wohl mit dem Schluß des Jahres Toni ihr junges Dasein werde enden müssen. Auf Keinen machte diese Mittheilung einen so gewaltigen, erschütternden Eindruck, wie auf den „Onkel,“ der in stummer Verzweiflung gleichsam dem Todesur-theil des Doctors lauschte. Mit namenlosem Entsetzen wu-ten seine Augen auf dem bleichen Angesicht des Kindes, dessen eingefallene Wangen eine brennende Röthe färbte. Ach, in diesen starren Blicken lag nicht die Aufopferung, die hingebende Liebe Emma's und Helene's; und schien es Letzterer mehr denn je, als drückte ihn eine tiefempfundene geheime Schuld. Ungeachtet aller Bitten der Anderen hatte Helene es freiwillig übernommen, allein, ohne Hilfe einer Wärterin, die Emma zu wiederholten Malen dem jungen Mädchen anbot, die Pflegerin des geliebten Kindes zu sein; und mit Engelsmilde und Geduld ertrug sie alle Launen, allen Trost, mit dem Toni buch-stäblich ihre Umgebung marterte. Nie kam eine Klage über Helene's Lippen, mit der größten Bereitwilligkeit, mit schwe-sterlicher, ja fast mütterlicher Zärtlichkeit suchte sie Toni zu er-beitern, ihr eine Freude zu bereiten, daß ihr kleines Krankenzim-mer, ungeachtet der späten Jahreszeit, einer grünen Laube gleich — denn Toni liebte Wohlgeruch, Blumen und grüne Zweige über Alles — Helene wußte mit der größten Sorgsamkeit im Dürchen oder in den Treibhäusern des Barons Blumen aufzutreiben, und wo die nicht ausreichen wollten, standen grüne Tan-nenzweige und Epheuranen in den kleinen Vasen neben ihrem Bettchen; aber mit noch mehr Theilnahme suchte sie Toni's ver-schlossenes Herz für die sanften Thränen der Religionempfind-lich zu machen. Sie erzählte ihr in ihrer kindlichen, herzlichen Weise, wie nun das heilige Weihnachtsfest heranah, ein Zu-belfest für die Kleinen, wo unser Heiland die Herrlichkeit Got-tes verlassen habe und, ein armes kleines Kind, in einer dürf-tigen Hütte geboren sei, indessen da oben die himmlischen Heer-schaaren ihr Hallelujah gebuhelt. — sie erzählte ihr von der traurigen Flucht seiner Eltern nach Aegypten, wo seine erste Kindheit hingeflohen wurde; wie er späterhin, seines göttlichen Berufs inne, im Tempel gelehrt, seine Mutter ihn mit Schmerzen gesucht und er ihr gehorsam gewesen sei; wie er her-nach als Lehrer der Menschen, als Verkünder der ewigen gött-lichen Wahrheiten aufgetreten und so gern die unschuldigen Kindlein um sich versammelte, da solchen das Reich Gottes sei; wie er hernach, um der Sünden der Menschen willen, den schweren Kampf im Garten zu Gethsemane gekämpft und den schwachhollen Märtyrertod am Stamme des Kreuzes unter Mißthatern erduldet und sterbend noch für seine Feinde ge-betet habe — sie erzählte ihr von seiner siegreichen Auferstehung am Ostermorgen und der Fahrt hinauf gen Himmel, wo er einst Alle in seiner Herrlichkeit um sich versammeln wolle, die ihn hienieden kindlich geliebt und das eigne eigeninnige und trostige Herz unter die Hand Gottes gebeugt hätten. — Toni hörte dann wohl schweigend zu, und nur nach und nach schien ein mattes Licht der Erkenntniß in ihrer unnachteten Seele aufzudämmern; aber die Eisrinde ihres Herzens war noch nicht geschmolzen von den Strahlen des göttlichen Lichtes. —

Es war drei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfest. Alle hatten sich längst zur Ruhe begeben, nur Helene wachte noch in dem Zimmer ihres kranken Lieblings. Mit Seelenangst be-wachte sie die unregelmäßigen Athemzüge des Kindes. Ach! die Fries, die der Doctor ihrem Leben gesetzt, war noch so kurz und die Kreolin wiederholte noch immer mit Eigensinn die Worte: ich bin noch so jung, ich will noch nicht sterben! — Draußen heulte der Decembesturm. An die Fensterstößen flatschte der Regen. Helene arbeitete bei dem Scheine der

Lampe an einem allerliebsten Puppentischchen zur Weihnachtsbescherung für Lucien. Warum denn sollte das Kind durch die Krankheit Toni's leiden? litt sie doch ohnehin so viel, da die geliebte Gespielin nicht bei ihr sein konnte; denn in Lucien's reinem Kinderherzen war kein Raum für Unversöhnlichkeit und Rache; alle Kränkungen aus früheren Tagen waren längst vergessen. — Auch für Toni hatten die Baronin und Helene bestmöglichst gesorgt. Der „Onkel“ hatte mit vieler Mühe eine kleine Auswahl blühender Tropengewächse aufgetrieben, mit denen Toni überrascht werden sollte. „Ellen“, hob Toni da plötzlich mit lauter Stimme an, und richtete sich mühsam halb auf, „willst Du mir einen Gefallen erweisen, meine Ellen?“ „Gern, meine süße Toni“, entgegnete Helene, erfreut der geliebten Kranken einen Dienst leisten zu können. „Weißt Du, Ellen“, nahm Toni das Wort, „in Deinem Schlafzimmer hängen die beiden hübschen Portraits, die möchte ich gern eine kurze Zeit neben meinem Bette haben. Da denke ich mir denn, die schöne bleiche Dame in dem himmelblauen Kleid mit dem gepuderten Haar sei meine Mutter, meine herzliche Mutter, und der schöne Mann in der Generalsuniform mit den blauen Sternen auf der Brust sei mein Papa, wie er noch jung und hübsch und gesund war. Laß mir diese beiden Bilder, bis ich wieder hergestellt bin, denn Du hast ja noch immer Dein Großmütterchen, von der Du uns so oft erzählt hast, bei Deinem Bette hängen, und ich möchte auch so gern eine Mutter haben.“ Helene versprach freundlich ihren Wunsch zu erfüllen und ließ sich die Stelle zeigen, wo die beiden Bilder hängen sollten. „Und nun, Ellen“, begann Toni lebhaft wieder, „heute Nacht sollst Du ruhig und ungestört schlafen, denn ich will Dich nicht ungegenert aufwecken; aber zuvor thue mir noch einen Gefallen und erzähle mir ein recht freundliches Märchen, wie damals, als wir in der grünen Geißblattlaube saßen und uns lange Ketten von den blauen Blumen der Springen machten. Hörst Du, Ellen, es muß aber ein recht liebliches Märchen sein, und wenn es Frühling wird, soll Onkel Siegfried den häßlichen Leich zuwerfen lassen, und Blumen sollen dann auf dem Rasen wachsen. Ich wie schön wir dann spielen wollen und ich füttere den ganzen Sommer die Gold- und Silberfische; denn wenn ich gesund geworden bin, dann wird Lucie mir immer meinen Willen lassen; die Andern“, fügte sie leiser hinzu, „werden dann sagen: die Toni ist so lange krank gewesen und da dürfen wir sie nicht aufregen und betrüben. Nicht wahr, Ellen? und zum Sommer reisen wir Alle wieder nach dem lieblichen Pyrmont, o, ich möchte so gern einmal wieder reisen!“ Helene wandte sich um, eine aufwallende Thräne zu verbergen, besann sich eine Weile und begann alsdann mit leiser Stimme ihr Märchen: „Dies in einem schattigen Thal, auf dem grünen Sammet eines sonnenbestrahlten Bläuschens blühte eine Blume unter den anderen Blumen des Thales. Sie war aber so hold und lieblich gestaltet, daß man hätte meinen können, die Hand eines Gärtners habe zwischen einfache Feldpflanzen aus fernem glücklicheren Regionen diese Blume hierhergeleitet, um zu sehen, ob sie zwischen den Blüthen des Nordens werde gedeihen können. Dabei war sie sich aber ihrer Schönheit bewußt, daß sie die anderen bescheidenen Blumen des Thales, das süßbustende, demüthige Veilchen, welches im tiefen Rasen blühte, die weiße Glockenlilie unter den grünen Gesträuchen und das blaue, sinnige Vergißmeinnicht am Rande des klaren Bächleins verachtete. Auch war sie widerstrebend und trotzig; wenn die anderen Blumen in stiller Nacht ihre Kelche öffneten, damit die kleinen Genien und Engel, die auf den Mondesstrahlen auf und nieder hüpfen, den perlenden Thau in den leuchtenden Kelch träufeln könnten; dann faltete sie ihre Blätter fest zusammen, als bedürfte sie dieses erquickenden Tränkchens nicht; wenn die anderen, demüthig, in heißer Sonnengluth sich senkten, schaute sie stolz und hochmüthig empor, als fürchte sie den verjüngenden Strahl nicht, und wenn ja ein wilder Sturmwind über das Thal dahinfuhr und mächtige Eichen entwurzelte, da neigten sich Alle so unterthänig hin und her, nur sie hob ihr Haupt muthig aufwärts, als könne der brausende Titan ihr nichts anhaben. Darüber wurden denn auch die kleinen Blumengenien, die bei dem ersten Morgenroth die Knospen wach küßten, sehr traurig, und sie beriethen untereinander, was sie beginnen sollten, um die schöne, stolze Blume zu demüthigen. Der Eine sprach: wir wollen so heiße Sonnenstrahlen auf sie niedersenden, daß sie würde verschmachten müssen, wenn sie ihr stolzes Haupt nicht neigte. Der Zweite sprach: wir wollen einen Sturm über sie herbrausen lassen, der die stolzen Tannen des Gebirges entwurzelt, der wird auch ihren Stolz brechen. Laßt sie, sagte der dritte Engel, mich jammert diese arme schöne Blume, als wäre es eine verlorene Menschenseele — morgen sprechen wir uns! Und die stille Nacht zog heran, die Sterne funkelten am tiefblauen Himmel, hinter den braunen Bergen stieg der silberne Mond in die Höhe; seine leuchtenden Strahlen küßten die stillen Blumen im Thal und sie neigten wie in stummer Andacht ihr Haupt — und tief in den grünen Geblüthen sang eine Nachtigall ihr liebliches Lied zum Lobe der schönen, purpurrothen Blume. Die Blume hatte aber indessen einen wunderbaren Traum. Sie sah sich selbst in ihrer Schönheit und Pracht. Aber es war Winter um sie. Ein so kalter Hauch, wie sie ihn nie empfunden, umwehte sie, aus der schweren, grauen Luft fielen weiße wunderliche Flocken, leicht und wehend, wie die weißen Blüthenflocken der Hirschwurz, welche in feuchten Sümpfen wächst. Aber die wehenden Flockchen wurden eiskalt, und hart wie Bergkrysal. Die anderen Blumen hatten demüthig alle ihr Haupt geneigt, waren nach und nach verwehlt und lagen in ein eingehüllt in das Leichentuch des Winters. Da schauerte die Blume und sah sich selbst in dieser trostlosen Erstarrung um sie her. Allmählig wurde es wieder Frühling, laue Lüftchen sädelten, am blauen Himmel schien die Sonne, gelbne Käferchen und bunte Schmetterlinge wiegten sich im Sonnenschein, alle die anderen Blumen gudten neugierig lauschend aus der grünenden Erde hervor und die kleinen Genien küßten sie wieder wach ins Frühlingdasein, nur an der schönen, stolzen Blume flatterten sie vorüber, als bemerkten sie sie nicht. Da hörte sie denn auch Stimmen der Engel, die mit einander flüsterten, und sie merkte leicht, daß von ihr die Rede sei. Laßt die hochmüthige Blume, so redeten sie unter einander, still im tiefen Grabe der Erde schlafen, in dessen die Andern zu schönerem neuen Leben aufblühen; hat sie uns doch nicht kennen wollen und verschmähte unsere Gaben, die wie ihr spenden wollten: Thau und Kühlung nach brennender Sonnenhitze! — Eine namenlose Angst erfüllte ihr ganzes Wesen. Zum erstenmale blickte sie hilflos um sich, auf

die Blumenschwestern ringsum, und siehe da, die erblickten alle in schöner Gestalt unter einem tiefblauen Sonnenhimmel, auf sammetgrünem Rasen. Wieder schaute sie hinauf gen Himmel und wie gefaltete Hände streckte sie ihre Blätter empor. Da erwachte die Blume aus dem schweren Traum. Sie stand noch auf dem schlanken Stengel, ein schattiges Thal, ein helles Morgenroth leuchtete frieblich über Thal und Höhen, aber der Engel der Nacht hatte ihr schon seinen kühlenden Thau in den heißen Kelch gesenkt; denn ihr Stolz war gebrochen und wie die Sonne höher am Himmel daherkam, neigte sie demüthig ihr Haupt und wandte sich lächelnd den bescheidenen Schwestern zu, die sich nicht wenig verwunderten über die gänzliche Umwandlung der stolzen Schwester. Die kleinen Genien frohlockten untereinander, daß ihr Lieblingskind gerettet sei aus den Banden und Fesseln des Hochmuthes und der Selbstucht. Was thut mir ihr denn jetzt? so fragten sie sich, denn sie wollten ihrem Liebling jetzt eine Freude bereiten. Wir wollen Sturm und Sonnenschein über sie hinstreichen und glücken lassen, damit sie siegreich in dieser Prüfung ihre Kräfte erproben mag, so sprach der Eine. Wir wollen ihr ein langes, liebliches Dasein voll milden Sonnenscheines und laue Winde verleihen, entgegnete der Zweite. Laßt mich gewähren, sprach erst der dritte Engel, der schon einmal den besten Rath erteilt hatte. Und wieder war die Nacht heraufgezogen, die Blumen senkten wie betend die Häupter und sie mit ihnen. Da schwebte leise auf der durchsichtigen Leiter der Mondesstrahlen der eine Engel hernieder und hauchte einen sanften Kuß auf ihre purpurrothen Blätter. Das war der Kuß des Todes gewesen, sie neigte ihr welkendes Haupt tief und tiefer, denn sie war eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen, um in himmlische Gefilde verpflanzt zu werden und allda zu blühen und zu duften für alle Ewigkeiten. Die andern Schwestern trauerten still über die schöne Gefährtin, die am nächsten Morgen bleich und welk am Stengel hing, und doch freuten sie sich, daß kein Sonnenbrand und kein Sturm sie mehr erreichen konnte. — Da hast Du mein kleines Märchen, Toni, hat es Dir gesagt? Hast Du es verstanden? Die Kreolin antwortete nicht. Schweigend reichte sie der Erzählerin eine ihrer bleichen, abgemagerten Hände und noch spät in der Nacht meinte Helene ein leises Schluchzen zu vernehmen. Gleich am nächsten Morgen ließ Helene mit Bewilligung der Baronin die beiden Portraits in Toni's Schlafzimmer schaffen. Der Baron und Curt legten selbst mit Hand an. Zum erstenmal verweilten Emma's Augen lange und forschend auf den Bildern, namentlich auf dem der Dame. „Sagen Sie mir, mein liebes Kind“, begann sie dann, „wie sind Sie in den Besitz der Bilder gekommen? Wer sind die Weiden?“ Unbefangen erzählte Helene der Baronin, was sie eben von dem Grafen und der Gräfin wußte, erzählte umständlich von dem vielfährigen Aufenthalt ihrer geliebten Großmutter in dem Schlosse der Gräfin und der Liebe der theuren Verstorbenen zu ihrer Gebieterin. Mit Thränen in den Augen gedachte Helene der unvergesslichen Großmutter, deshalb sah sie vielleicht die Thräne nicht, die im Auge Emma's glänzte. Ernst reichte sie Helene ihre Hände und diejenigen des jungen Mädchens ergreifend, verfügte sie sich mit dieser in Toni's Krankenzimmer, die heute leidender denn je, aber dabei ergeben und sanft wie selten im Leben und nie in ihrer Krankheit war. „Willst Du heute Abend wieder an meinem Bette sitzen?“ fragte sie freundlich, „ich möchte gerne wieder mit Dir sprechen, wenn die Andern alle zu Bette gegangen sind.“ Liebevoll wie nie herzte und küßte sie die kleine, weinende Lucie, dankte mit innigen Worten dem Onkel und dem Papa für all die schönen Blumen; dann wandte sie sich um und starrte stillschweigend die beiden lebensgroßen Bilder an der Wand an. So verging der Tag. Wieder saß Helene einsam am Bette des theuren Kindes; sie hatte darum gebeten, allein zu sein. Die Kleine lag in einem halben Schlaf. Dann fuhr sie unwillkürlich in die Höhe, faßte Helene's Hand und sagte mit ernster Stimme, sie klar und groß anblickend: „Ellen, ich habe Dein Märchen gestern Abend verstanden und nun weiß ich gewiß, daß ich sterben werde. Aber mein eigenstimmiges Herz, mein stolzer Sinn ist gedemüthigt und das habe ich Dir zu danken. Ich will nicht gleich der schönen, stolzen Blume in der Erstarrung, so in dem schwarzen Grabe der Erde liegen müssen, in dessen die Andern alle zu einem neuen schönen Dasein erwachen. Der liebe Gott wird mir auch, wenn ich recht demüthig zu ihm bete, einen sanften Tod schenken und unser Heiland wird mich zu sich nehmen, wo er die Kleinen zu sich kommen ließ und sie so herzlich lieb hatte. Ellen, meine Mutter, die wird mich in ihre Arme fassen, denn meine Mutter ist im Himmel und mein Vater auch. Denn, Ellen, nun weiß ich Alles. Sieh, Ellen, wie ich diese Nacht nicht schlafen konnte (so hatte ich weinen müssen über Deine Geschichte, in der Du mich meinst mit der schönen, stolzen Blume, mit ihrem Hochmuth und ihrem herrlichen Sinn), da schwebte mir so Manches in meiner Seele vorüber, und ich wußte nicht recht was; da, wie ich nun die beiden Bilder an meinem Bette hängen sah, und ich so lange starr nach ihnen hinschaute, da, Ellen, da schien es mir, als würde der Mann in der Generalsuniform ein dunkelbraunes Antlitz mit schönen, schwarzen Augen und Haaren und die weiße, zarte Gräfin in dem himmelblauen Kleid eine dunkle Kreolin, so wie sie mich hier immer nennen. Wie im Traum sah ich die Gestalten aus dem schwarzen Rahmen auf mich zutreten und meine Mutter herzu und küßte mich. Aber ein, ein, Ellen — o, nun weiß ich Alles — hatte meine Mutter mich aus der Matte genommen, in der ich schlief, hatte meine Haare schön mit weißen, duftenden Blumen geschmückt und der Mann mit den schwarzen Augen und Haaren hatte mit mir gespielt, seitdem habe ich Beide nicht wiedergesehen. Wenige Stunden nachher, o ich entfinne mich dessen genau, hörte ich ein lautes Geschrei, ich eile vor die Thüre der kleinen Wohnung und inmitten eines grünen Platzes, an einen Pfahl gebunden, sahe ich meine Mutter bleich, blutig, mit fliegenden Haaren und ein Mann stand daneben und geißelte sie, hu, noch ein Anderer stand dabei, der lächelte, das war der Massa Curt, den ich nachher meinen Papa genannt habe. Weiter weiß ich nichts, ich fing nur laut an zu schreien. Wie ich zum erstenmal wieder zur Bestimmung kam, lag ich in einem hellen, schönen Zimmer auf einem seidenen Pfuhl. Massa Curt stand an meinem Bett und reichte mir Zuckerwerk und Spielzeug; eine hohe, schlanke Dame, die ich Ellen nannte, nahm mich auf ihren Schooß, und war so gut gegen mich. Ich muß lange krank gewesen sein, denn ich hatte dies Alles vergessen; nur zuweilen dämmerte ein Gedanke in mir auf, ich wußte nur nichts Genaueres. Jetzt weiß ich, werde ich sehr bald sterben

müssen, aber ich bin dem Massa Curt nicht mehr böse in meinem Herzen, wie sonst immer, ohne zu wissen, warum; denn er hat mich zu sich genommen, und hat mich hierher gebracht zu meiner Tante und zu Dir, meine süße Ellen; da hast Du mich gelehrt, ein gutes Kind zu werden, hast mich gelehrt, zu Gott zu beten, damit ich hinauf in seinen Himmel kommen, und mit den kleinen Engeln dort oben bei ihm sein kann; o, da werde ich denn auch meinen Vater wiedersehen und meine Mutter, o, meine Mutter; — wie ich mich oft nach ihr gesehnt habe, ohne es mir erklären zu können.“ Und Toni breitete ihre Arme aus, und fiel dann matt und bleich in die Kissen zurück. Helene hatte athemlos den unzusammenhängenden Reden der Kreolin gelauscht. Täuschte sie nur ein Spiel ihrer aufgeregten Phantasie? Helene betete in ihrem Herzen, daß es also sein möge, und dennoch war ihr in Curt's Wesen so Manches auffallend erschienen, nur daß sie es sich nicht hatte deuten können. Lauter heulte draußen der Decembersturm durch die kalten Bäume; aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre nur angelehnt war, klang ein Seufzer, so laut, so schwer, so tief, daß er wie der Angstschrei eines gemarterten Gewissens, einer gequälten Menschenseele anzuhören war. „Was ist das?“ fragte sich Helene leise und ein innerliches Grauen erfaßte das kindliche Gemüth des jungen Mädchens. Lange nachher, als Helene sich schon zur Ruhe begeben hatte, hörte sie die Thüre des Nebenzimmers sich öffnen und den schweren Gang des Onkel Curt die Treppe hinauf. — Seit diesem Abend war Toni vollständig umgewandelt. Der Friede, der ihrem jungen Herzen bisher gefehlt zu haben schien, nahte sich auf den Schwingen des herannaufschwebenden Todes; gütig, wie nie, benahm sie sich gegen Alle, selbst gegen den Onkel Curt und Lucien, gegen welche sie früher immer eine Art Abneigung gezeigt hatte. Helene blieb bis zu dem letzten Augenblick um sie, stets bemüht, sie in ihren Schmerzen zu trösten und den aufkeimenden Glauben ihres bis jetzt unerschütterten Geistes zu erheben und zu kräftigen. Schmerzlos und friedlich nahte sich ihr denn der letzte Kampf. Sanft lächelnd faßte sie mit ihren bleichen Händen Helene's und des Onkels Hand, um mit einem letzten Versuch ihrer mehr und mehr schwindenden Kräfte sie in einander zu fügen, gleichsam als solle er in Zukunft Helene wie ein theures Vermächtniß der Sterbenden betrachten — und leblos sank sie zurück. — Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte Helene ohnmächtig neben dem Bette Toni's nieder, ihre Kräfte waren vollständig erschöpft. Der Baron nahm sie wie ein Kind auf seine Arme und trug sie fort. Was sie im Leben so geliebt, die Tochter der tropischen Zone, Sonnenschein und Blumen, sollten sie auch zur letzten Ruhestätte begleiten. Sonnenschein konnten die trauernden Nachbleibenden ihr nicht bieten. Doch in ihrem langen weißseidenen Kleide lag sie förmlich in dem kleinen Sarge auf Blumen gebettet, und wo die sehten, breiteten sich Tannenzweige aus in ihrem ewiggrünen Schmuck, als ein Bild der Hoffnung unter den bunten vergänglichsten Farben, in denen die Blumen erglänzten. Am Abend des Begräbnistages, ehe wir von ihnen Abschied nehmen, finden wir noch einmal Alle im einsamen Wohnzimmer versammelt. Curt lehnt sich schweigend in den Fauteuil zurück. Helene, in ihrem dunklen Anzug, tobtendbleich, aber still gefast, in christlicher Resignation, die den bitteren Kelch ohne Murren ausgeleert hat, spricht leise mit der kleinen Lucie, die sie immer fragt, ob Toni denn gar nicht wiederkommen will, warum sie so starr und kalt ausah und dergleichen. Das Kind, in kindlicher Einsamkeit aufgewachsen, kann noch nicht begreifen, was der Tod ist. Endlich erhebt sich die Baronin und klingelt; die Kammerfrau erscheint und entfernt sich mit Lucien, die Allen „Gute Nacht“ sagt. Jetzt wendet sich die Baronin gegen Helene, deren Hände sie ergreift, und spricht mit bewegter Stimme: „Wenn ich bis jetzt gegen Sie, mein gutes Kind, geschwiegen habe, und Ihnen nicht meinen und unsern Dank für Ihre unvergleichliche Liebe und Hingebung unserer entschlafenen Toni gegenüber ausgesprochen habe, so geschah es nur, um Ihnen tiefen, wenn auch stillen Schmerz nicht von Neuem aufzuregen. Helene, können Sie einen Theil der Liebe, die, wie ich leicht begreifen kann, für Toni in Ihrem Herzen lebt, auf unsere kleine Lucie übertragen, dann soll Lucie in Zukunft Ihre Schwester sein und Sie bleiben natürlich bei uns. Wissen Sie, ich habe Sie schon lange darum bitten wollen, denn ich habe es für einen Fingerzeig Gottes angesehen, der Sie in unser Haus führte. Helene, ich habe die beiden Portraits in Ihrem Schlafzimmer lange erkannt, es sind die Bilder meiner beiden Großeltern, wie ich sie in dem Ahnenaal meiner Eltern in meiner Kindheit habe hängen sehen; hat meine Mutter mir doch so oft von der treu ergebenen Gesellschaftin und Freundin im alterlichen Hause erzählt. Das hat Gott Alles so gefügt, und nun willigen Sie ein, bei uns zu bleiben, wissen Sie doch, mit welcher innigen Liebe Lucie Ihnen anhängt und wir nicht weniger.“ Helene war eine Weile stumm, Alles stürmte zu erschütternd auf sie ein. Der Baron und Emma blickten sie gespannt an; leise hatte Curt sich erhoben und trat ihnen näher. „Entscheiden Sie sich noch nicht, mein liebes Kind“, begann er mit mühsam unterdrückter Bewegung, „erst hören Sie mich an, und Ihr, Siegfried und Emma, laßt mich Euch ein Bild meiner Vergangenheit enthüllen, ob mein Innerstes sich auch dagegen sträubt; und dann urtheilt, dann entscheidet Ihr Drei, denen gegenüber ich mir wie ein fluchbeladener Verbrecher ersehe, wenn Helene ihre Zukunft widmen möge — Euch, deren Erinnerung, deren früheres Leben nächtliche, dunkle Vergangenheit trübt, Euch, die Ihr glücklich seid in einem segensreichen Wirkungskreis, in einer stillen Häuslichkeit, im Besitz eines guten, schönen Kindes; oder mir dem Krüppel, dem Verbrecher, dem Gott jetzt seine einzige Freude genommen hat, das reizende Kind, das ich mit grenzenloser Zärtlichkeit liebte, und das mir doch immer wie eine fürchtbare Wahrung an mein vergangenes Leben ersichten, dessen Herz Gott vielleicht eben deswegen, trotz all meiner Liebe, von mir gewandt hat; hört meine Selbstbekenntnisse und dann urtheilt, urtheilen Sie, Helene! Sie dürfen nicht erörtern, denn ich will Sie einfach als Tochter adoptiren, wie ich Toni dereinst adoptirt, das Kind, das mir durch eine fluchwerthe That anheimgefallen ist. Siegfried, Du kennst vielleicht allein mein früheres Leben, in meinen Studentenjahren und in dem Befreiungskampfe; Siegfried, Du wachst mein guter Engel, den ich nie hätte verlassen sollen; Ihr Beide wißt es, wie ich, des tollen Lebens und Treibens in Europa müde, mir



Die Stunden des Tages.

Ruhe und Befriedigung in einem neuen Welttheile erlangen wollte. Ich habe es Euch damals mitgetheilt, wie die gewaltige, großartige Natur Amerika's, mit seinen Riesenströmen und Riesenwäldern, seinen melancholischen Prairien und mächtigen Gebirgszügen einen erschütternden Eindruck auf mein erschlafenes Gemüth hervorbrachte, während wiederum die vom Hauch der Cultur damals so wenig unterwühlte, fast jungfräuliche Natur ein Gefühl der Befriedigung und sanftere Regungen in meinem Herzen erweckte, daß ich mich unwillkürlich an Gott wandte, dessen ich in dem wüsten Treiben des Weltlebens fast vergesse. Vielleicht eben deswegen war ich, als ich mich späterhin in einer südlicheren Provinz niedergelassen und meine Plantagen beaufsichtigte, meinen Negern und Sklaven ein menschenfreundlicher Herr, dem Alle auch mit Freunden gehorchten und den der blühende Zustand seiner Besitzung denn auch am besten für seine menschenfreundlichen Bestrebungen belohnte. Unter meinen Sklaven befand sich ein Eingeborner, mit Namen Carral, der mir immer so treu ergeben war, und dem ich deswegen die Freiheit zu schenken mir öfters vorgenommen hatte. Der treue Mensch war aber ganz zufrieden in seiner Stellung, und wie er vollends mit einem allerliebsten Mädchen, Amazili, verheirathet war und sich Beide eines engel-schönen Kindes, meiner armen Toni, erfreuten, waren Beide vollkommen glücklich und wünschten nichts mehr vom Leben, als ihren guten Massa zu behalten. Auch ich freute mich des niedlichen, wilden Kindes und fragte scherzend oft die Mutter, ob sie es mir späterhin abtreten wolle, ich würde es wie eine feine Dame erziehen lassen. Da meinte die Mutter denn immer, von dem Kinde könne sie sich nur im Tode trennen. Bis jetzt habe ich Euren Blicken ein liebliches Bild dargelegt, ein Bild voll Zufriedenheit und Heiterkeit. Dann seht Ihr mich nach und nach, um kurz zu sein, in eine Gesellschaft junger Ansiedler aus der Umgegend gerathen und eine der stuchwerthesten Leidenschaften, die das geistige und körperliche Wohl des Menschen untergraben, ich meine die Lust zum Spiel, Gewalt über mich gewinnen; wie es nun kam, begriff ich damals nicht, begreife ich noch nicht; nur eins ist mir jetzt klar geworden, welche eine tiefe Wahrheit in den Worten eines Gedichtes von dem herrlichen Gellert liegt, das meine Mutter uns stellenweise zuweilen recitirte, ich meine jene Worte:

Erzitter vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind auch die andern Schritte
Zu einem zweiten Fall gethan!

Ich spielte hoch und gewandt hohe Summen, um späterhin, wie es häufig den Spielern ergeht, wenn die Leidenschaft sie mit ihren unseligen Neigen umstrickt hat, wieder enorme Summen zu verlieren. Dabei vernachlässigte ich meine Besorgung, wurde ein unfreundlicher mürrischer Herr meiner Negern und Sklaven; mein früherer Jähorn erwachte wieder. Ohne das große Jahrgeld, das Siegfried mir alljährlich zuschickte, hätte es traurig um mich ausgesehen bei dem Mißwachs meiner Pflanzungen und meiner mehr und mehr um sich greifenden Spielwuth. Ein einziger, treuer, wahrer Freund ermahnte und beschwor mich oft mit seiner jungen Gattin, einer Engländerin, inne zu halten in meinem unsinnigen Treiben. Umsonst — umsonst! ich taumelte fort auf dem einmal betretenen Pfade, bis mein Verhängniß, nein, was sage ich, die Strafe meines tollen Lebens mich erreichte, bis ich das Maß meiner Schlechtigkeit voll machte. Er hielt eine Weile inne. „Gines Morgens kam ich aufgeregter denn je nach Hause; ich hatte ungeheure Summen verpielt; zufälligerweise blickte ich in die Höhe und gewahrte vor der niedern Gölle den Neger Carral mit seinem Weibe und seiner Kleinen; ich sah, wie die Mutter einen Kranz von schneeweißen Blüten zusammenschlang, ich hörte die Kleine lachen und jauchzen, und ein Gefühl von entsetzlichem Neid und giftiger Gehässigkeit bei dem Anblick der glücklichen Menschen erfüllte meine Seele. Welch ein Unstern mich leitete, weiß ich nicht, ich sprang vom Pferde, warf dem herbeieilenden Diener den Zügel hin, schlich, unbemerkt von Carral, in ein dichtes Sycomorengelbüsch, das Pianenranken fast undurchdringlich machten. Hier konnte ich Alles umsehen überblicken und anhören. Die Weiden rebeten leise mit einander: Carral, um mich meines wüsten Lebenswandels wegen zu beklagen und zu entschuldigen, Amazili, in unfreundlicher Weise mich verfliegend und beschuldigend. Während, meiner kaum mehr mächtig, sprang ich hervor. „Das sollt Ihr mir büßen,“ schrie ich mit bebender Stimme, und eilte weiter. Ein Grund zur Strafe war leicht gefunden bei meiner sinnlosen Leidenschaft, der ich die Zügel nun vollends schiefen ließ und die ein Opfer suchte, meine Rache zu küßeln. Amazili hatte sich Tags zuvor ein leichtes Versehen zu Schulden kommen lassen. Ich ließ sie vor meinem Hause an einen Pfahl binden und prügeln. Umsonst flehten Carral und sein Weib mich fußfällig um Gnade und Erbarmen. Lächeln auf den Lippen, stand ich dabei, sah, wie die Geißel über ihren nackten Rücken geschwungen wurde, sah sie bleich, blutend, endlich todtenfaß dastehen und endlich hinsinken, — aber ich blieb ohne Mitleid. Ein einziger Schrei entfuhr ihren Lippen, ein lauter Befehl aus dem Munde der kleinen Toni antwortete ihrem Klagelaut. Dann wurde Alles still. — Spät Abends ritt ich wieder aus; es ließ mich im Hause nicht ruhen und rasten; ein unheimliches Gefühl erfüllte meine Seele, ich konnte es mir damals nicht denken, jetzt weiß ich es; es war die Stimme meines Gewissens, das mir zurief: Du bist vielleicht der Mörder eines unschuldigen Weibes! und Amazili war wirklich am Abend desselben Tages gestorben, in Folge jener fürchterlichen Geißelung. In der Nacht kam ich nach Hause. Bei dem Scheine der Sterne sah ich einen schwarzen Schatten sich an der weißen Veranda abzeichnen. Ein Blitz leuchtete plötzlich auf; ein Schuß krachte und ich stürzte vom Pferde blutend zur Erde nieder. Die Kugel hatte ihr Ziel verfehlt; sie hätte mich wohl ins Herz treffen sollen und hatte mich zum Krüppel geschossen.“ — Wieder hielt Curt eine Weile inne. Todtenbleich war sein Gesicht, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. Emma und Helene schluchzten laut. „Lange Zeit lag ich bewußtlos; wie ich zur Besinnung erwachte, lag ich in meinem Bette; Ellen, die treue Freundin, stand mit ihrem Manne neben mir; ich war jetzt außer Gefahr, das Fieber hatte nachgelassen; aber jetzt, bei Tage und bei Nacht, quälte mich um so furchtbarer mein Gewissen, die schrecklichsten Bilder einer wilderregten Einbildungskraft umgaukelten mich; o, ich litt Höllenqualen neben meinen körperlichen Schmerzen. Mein Bein war amputirt worden. Langsam ging es mit der Besserung. Meine erste Frage war nach Carral, nach seinem Weibe hatte ich nicht

einmal den Muth zu fragen; ich mochte eine unglückliche Antwort fürchten. Amazili war gestorben; Carral war seit jener Nacht verschwunden — harter Vater, der sein leibliches Kind verlassen konnte! Keiner ahnte seine Rache, Keiner konnte sich mein Unglück in jener Nacht erklären, nur ich allein, ich, der ich ein unglücklicher Krüppel geworden war. Toni, die arme, elternlose Waise war indessen in Ellen's Hause geblieben, die mit zarter Sorgfalt das verlassene Mädchen hütete, da ihre eigene Ehe kinderlos geblieben war. Schon während meiner Krankheit hatte ich den Plan gefaßt, an dem Kinde wieder gut zu machen, was ich an den Eltern verbrochen. Ich nahm die Kleine zu mir, die, wie Ellen mir mittheilte, Tage lang nach der Mutter geweint und gemammert hatte, bis sie endlich still und friedlich geworden. Auch bat Ellen mich, das Kind unter ihrer treuen Aufsicht zu lassen, da die Kleine an Geist und Körper leidend sei und einer zarten Fürsorge bedürfe. Ich wollte indessen mich nicht von dem so schwer errungenen Kinde trennen, und befiel sie in meinem Hause. Zugleich war es meine Absicht, mein Besitzthum zu verkaufen und mit meiner Adoptivtochter nach Europa zurückzuführen. Zwei Jahre vergingen, ehe mein Wunsch erfüllt wurde, einen comptanten Käufer zu finden. Unterdessen war Toni körperlich und geistig leidend geblieben, sie mußte im höchsten Grade geschont werden, bei einer auf-fallenden Reizbarkeit ihres Gemüthes. Sie nannte mich Papa und schien ihre Eltern ganz vergessen zu haben, aber ihre Liebe konnte ich mir auf keine Weise erringen, ich mochte thun, was ich wollte. Vielleicht war es eben ihr Verderben, daß sie deswegen so eigenstimmig und launenhaft geworden. So kam ich nach Europa, denn auch der Hausarzt rieth mir eine Veränderung der Luft, auch Toni's wegen. Das Andere wißt Ihr. Nun sprechen Sie, Helene, wollen Sie, können Sie mir, dem armen, alten Krüppel, dem Verbrecher, mit der Liebe einer Tochter anhängen, jetzt, da ich hoffen darf, daß Gott mein heißes Gebet erhört und den Fluch, der mein Dasein vergiftet hat, von mir genommen, jetzt, wo das geliebte und doch so gefährdete Kind, das mich an meine sündige Vergangenheit mahnte, in seligem Frieden entschlafen ist, können Sie, wollen Sie meine Tochter sein, Helene, und mit Ihrer sanften, milden Heiterkeit meinen Lebensabend verschönern? denn ich fühle es, ich werde nicht mehr gar lange zu leben haben; hier im Herzen sah der Wurm und nagte daran! o, ich habe so viel gelitten, so schwer gelitten!“ Helene hatte sich dem Dunkel genahet, schaute ihn mit den großen Kinderaugen klar, wenn auch durch Thränen lächelnd, an, und flüsterte leise: „Ja, ich will Ihre Tochter sein, eine gehorsame, liebende Tochter, und Gott mag mir Kraft verleihen, Ihnen so viel Freude zu bereiten, wie die unglückliche Toni Ihnen nicht hat gewähren können; nur trennen Sie mich nicht von Lucien, nicht eher, bis sie erwachsen ist und meiner nicht mehr zu bedürfen scheint. Suchen Sie hier, mein theurer Vater, so nenne ich Sie in Zukunft, einen Wirkungskreis, der Ihren Fähigkeiten angemessen ist; und dereinst, wenn Lucie selbstständig dasteht und es Ihnen dann in der Heimath nicht mehr gefällt, dann folge ich Ihnen, und wäre es wieder über das Weltmeer. Bis dahin hoffen Sie auf Gottes Erbarmen und Gnade, und der innere Frieden, der von Ihnen gewichen, wird seine segnenden Schwinge über Sie breiten und Sie werden noch glücklich werden im neu-erwachten Gottvertrauen, im neuerrungenen Seelenfrieden.“ „Amen!“ sagten bewegt Siegfried und Emma.

Tief in später Nacht wachte Helene noch vor dem Bilde der Großmutter, blickte hinauf zu ihr und murmelte mit gefalteten Händen: „Großmütterchen, mir ist Dein Gebet so herrlich erfüllt worden, welch ein reicher Wirkungskreis ist mir verliehen! Kann ich da noch trauern um ein vorangegangenes geliebtes Wesen, mit dem ich doch einst wieder vereint werde? O, ich schaute fast ängstlich in die Zukunft, jetzt, wo ich hätte eine Umgestaltung meines Schicksals erwarten können, und jetzt bin ich der Sorge überhoben, und Gott hat es so herrlich mit mir im Sinne gehalten, daß mir aus tiefem Leid eine reine Freude erblühen sollte. Großmütterchen, wenn Du lebest, so würde ich Dir Deinen Lieblingsgesang singen müssen, und so will ich meinen, Du wärest noch lebend bei mir, und Dir den Gesang singen, wie an jenem Abend, da du mich auf meine Zukunft vorbereitetest.“ Sie öffnete leise ihr Klavier und durch die Stille der Nacht zitterten die herrlichen Klänge ihrer gedämpften Stimme und die Worte des schönen erhabenden Liedes von Paul Gerbard:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herz mir kränkt,
Der allertreuesten Pflege
Deß, der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Fluth und Winden
Bestimmte Zeit und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann.

[2306]

Stunden des Tages.

Des Tages holde Stunden,
Sie nah'n in heitern Reih'n,
Und führen, was da lebet,
Zu's Reich des Lichtes ein.

Sie ziehn mit Rosenfinger
Den Wolfenvorhang auf
Und rufen mit heller Stimme:
„O Menschheit, wache auf!“

Sie zeigen, hold entschleiert,
Die ahnungsvolle Welt,
Die noch das erste Träumen
Des Lenzes umfangen hält.

Sie gießen mit vollen Händen
Das Licht auf dämmernde Au'n,
Und rufen mit milder Bitte:
„O Menschheit, lerne schaun!“

„Sieh dieses Werden und Reimen,
„Das Ahnen, den Hoffungsdrang,
„Das Frühlingaufstehen . . .
„O Menschheit, sei nicht bang!“

„Das Böglein trägt sein Freuen,
„Sein Sehnen himmelwärts —
„Lauch' seinem Lieb — und thue
„Ein Gleiches, Menschenherz!“

Des Tages heitre Stunden,
Sie rufen uns mahnend zu
Im keimenden, wirkenden Leben:
„O Menschheit, wirke auch Du!“

„Greif' dieses Tages Arbeit
„Mit frohem Muth an;
„Bald kommt die Nacht — bedenke —
„Da Niemand wirken kann!“

Marie Harrer.

(„Stunden der Nacht“ in Nummer 25.)

Ein Spiel mit Rosen.

Wir nennen es „ein Spiel“, weil es, mit der strengen Natur kandelnd, ihre rauhen Gesetze spielend zu umgehen weiß, und ihr duftende Blüten abhört, wo sie nur Schneefelder und Eisblumen zu geben gewohnt ist.

Wir sprechen von dem Verfahren, wodurch es möglich wird, zu jeder Jahreszeit frische Rosen zu haben; gewiß eine Möglichkeit von unschätzbarem Werthe für Alle, welche die fröhliche Spende eines Bouquets auch im Winter ihren Lieben darbringen möchten, eines Bouquets, welches, sei es noch so schön, doch erst durch die Rose die rechte Vollendung und die zarteste Deutung erhält.

Im September oder October, wenn die Rosenbüsche mit ihren letzten Blüten prangen, schneide man die schönsten Knospen ab. Gleichzeitig lasse man eine eiserne Pfanne, welche starke Gluth vertragen kann, mit Kochsalz, zugebeckt in einen heißen Ofen, oder über Kohlen setzen. Bald wird das Salz trocken, knistert und wird zu einem sehr feinen Pulver, feiner, als man es durch bloßes Zerstampfen herstellen kann.

Nun läßt man das Salz erkalten, streut einen Theil desselben auf den Boden eines Gefäßes, legt darauf so viel Rosenknospen, als ohne sich zu berühren Platz finden, bedeckt diese vollständig mit Salz, läßt eine zweite Schicht Rosenknospen folgen, alsdann eine Lage Salz und so fort, bis das Gefäß voll ist. Dann verschließt man es hermetisch und bewahrt es an einem trockenen Ort auf bis zum Augenblick des Gebrauchs.

Ist dieser gekommen, so nimmt man die Knospen aus ihrem Salzlager; erschreckt nicht, wenn sie zum Theil vertrocknet sind, das ist nur Scheintod. Sie werden wieder lebendig. Schneidet den unteren Theil des Stiels ab, stellt sie in ein Glas mit Wasser, und Ihr werdet die Rosen, wenn auch langsam — zum Leben erwachen, sie aufblühen sehen.

Will man die Farbe der Rosen verändern, z. B. eine grüne Rose hervorbringen, ein bisher von den Gartenkünstlern noch unerreichtes Phänomen, so bestreut man die Blume mit seinem, etwas feuchtem Tabak, schüttelt denselben nach Verlauf einiger Stunden ab — und die Rose ist grün. Mit der ursprünglichen Farbe zugleich hat sie auch ihren Duft verloren und dafür einen weniger angenehmen eingetauscht, woraus leicht abzunehmen ist, daß man den Scherz mit dieser Verwandlung sich nur gegen sehr genaue Bekannte erlauben darf.

Ein zarterer Scherz, welcher Niemanden verletzen kann, ist folgender:

Man überreicht Jemandem eine weiße Rose, und nach Verlauf einiger Stunden sieht die damit beschenkte Person mit Erstaunen, daß die Rose sich röthet.

Um dieses Wunder zu bewirken, nimmt man eine rothe Rose, steckt diese in eine Papierblüte, den Stiel nach der Spitze der Blüte und hält sie umgekehrt über ein Kohlenbecken, worin Schwefelblüthe brennt. Die Rose verliert dadurch alsbald ihre Farbe, welche jedoch nach einigen Stunden zurückkehrt.

[2372]

Der Fuß.

Nicht allgemein ist man der Ueberzeugung, daß der Fuß, d. h. ein schöner Fuß, zu den wesentlichen Bestandtheilen menschlicher Schönheit gehöre; doch daß „gesunde Füße“ zum Wohlsein des Körpers, fast könnte man hinzufügen: der Seele — erforderlich sind, das leugnet gewiß Keiner, welcher die Dienste jener Träger der menschlichen Gestalt mit Schmerzen bezahlen mußte, oder auch nur durch kleine Leiden derselben an ihr Dasein gemahnt wird.

Jeder weiß, wie abhängig das körperliche Wohl, die heitere Seelenstimmung von der Gesundheit der Füße ist, und dennoch werden im Ganzen diese so wichtigen Gliedmaßen nicht mit jener Sorgfalt gepflegt, welche sie für ihre recht schweren Dienste beanspruchen dürften.

Weil die Füße zu den bedeckten Körpertheilen gehören, geschieht es oft, daß die Schönheit, welche durch Reinlichkeit und Sorgfalt ihnen gegeben werden könnte, verloren geht, oder erst gar nicht erstrebt wird; man tröstet sich über die Vernachlässigung der Füße mit dem Gedanken: „Niemand sieht es.“

Allerdings eine eben so unzureichende als unzarte Entschuldigung für die Versäumniß einer Pflicht gegen uns selbst; denn wollten wir die Pflege des Körpers nur auf die Theile beschränken, durch deren sichtbare Schönheit wir zu gefallen hoffen, so hätte die sonst rühmliche Sorgfalt für unsern Körper allzusehr den Beigeschmack der Koketterie, um unbedingt Lob zu verdienen, oder uns als Pflichterfüllung angerechnet zu werden.

Als häufige Entschuldigung unverzeihlicher Toilettenversäumnisse hört man die Klage: „es kostet so viel Zeit!“ doch diese Klage ist begründet nur da, wo durch Vernachlässigung die Arbeit ungewohnt und schwierig geworden. Auch die Pflege der Füße, sobald regelmäßig dabei verfahren wird, ist nicht zeitraubender, noch mühseliger als andere zur Erhaltung des Körpers nöthige Reinlichkeitsmaßregeln; denn Reinlichkeit ist für die Füße, wie für den ganzen Körper, Hauptbedingung der Gesundheit und Schönheit.

Das häufige Baden der Füße ist nicht heilsam; es genügt, alle vierzehn Tage ein lauwarmes Fußbad zu nehmen und allabendlich vor dem Schlafengehen die Füße mit einem feuchten Tuche abzuwischen. Bei dieser Gelegenheit hat man zu beachten, ob Hühneraugen oder harte Haut sich bilden. Letztere ist fast immer mit bloßen Händen leicht zu entfernen; wenn nicht, so nehme man eine etwas gekrümmte Scheere zu Hilfe, vermittelt welcher man die im Entstehen begriffenen Hühneraugen ebenfalls beseitigen kann.

Der Hühneraugenvertilgungsmittel giebt es unzählige, doch ist ihre Wirkung so zweifelhaft, daß wir zu ihrem Gebrauch nicht rathen mögen. Wer das Ausschneiden der Hühneraugen scheut und dieselben durch Erweichen entfernen will, bedient sich dazu am besten eines mit gelbem Wachs befruchteten Flechtens Leinwand, oder, wenn das Uebel weiter vorgerückt ist, des Diachylonpflasters.

Das Pflaster wird ziemlich dick auf ein rundes Stückchen Leinwand gestrichen, welches das Hühnerauge gerade bedecken muß. Um das Pflaster auf der Stelle festzuhalten, wickelt man ein feines Streifen Leinen darüber. Die hornartige Haut erweicht sich durch dieses Pflaster, dessen fortgesetzter Gebrauch die Hühneraugen gänzlich beseitigt.

Bei den sehr schmerzhaften Hühneraugen zwischen den Zehen rathen wir, sich des Wachstafetts oder eines Stückchens feiner Leinwand zu bedienen, welche man zwischen die Zehen legt, damit sie sich nicht berühren. Will man die Hühneraugen zwischen den Zehen ausschneiden, so darf das nur mit höchster Vorsicht geschehen, da eine Verwundung bei Entfernung des Uebels schlimmer sein würde, als das Uebel selbst.

Eine beklagenswerthe Unannehmlichkeit ist der überfließende Schweiß der Füße, welcher sich jedoch in den meisten Fällen durch Reinlichkeit beseitigen läßt. Damit behaftete Personen müssen wöchentlich einige laue Fußbäder nehmen, häufig die Strümpfe wechseln, bei Tage stets mit leicht bekleideten Füßen gehen, dagegen bei Nacht dieselben sehr warm halten, entweder durch wollene Strümpfe, oder durch Einwickeln in wollene Decken, um den Schweiß bei Nacht zu befördern; ein wirksames Mittel, dem Transpiriren der Füße bei Tage vorzubeugen.

Am Morgen müssen natürlicherweise die wollenen Strümpfe sogleich mit leichteren, am besten mit Zwirnstrümpfen vertauscht werden, wie überhaupt die Zwirnstrümpfe, namentlich im Sommer, den baumwollenen vorzuziehen sind.

Wollene Strümpfe sind nicht jeder Haut zusagend; als Surrogat derselben im Winter kann man dagegen die sogenannte Vigognewolle empfehlen, welche Weichheit mit Wärme vereinigt.

Häufiges Wechseln der Strümpfe ist Sache der Reinlichkeit und darf mithin nicht besonders empfohlen werden.

Sehr wesentlich für die Pflege der Füße ist die Behandlung der Nägel. Im Allgemeinen gelten dafür die bei den Fingernägeln gegebenen Regeln, doch wollen wir noch besonders erinnern, die Nägel der Zehen nicht zu kurz abzuschneiden und beim Verschneiden sie in den Ecken gut abzurunden, damit die Spitzen nicht in das Fleisch wachsen, was nicht nur an und für sich schmerzhaft ist, sondern häufig Geschwüre veranlaßt. Das Hinabdrücken der Haut an den Wurzeln der Nägel ist sehr vorthellhaft für ihre Form und ihre Gesundheit, und geschieht dies, wie auch alle vorhergenannten Operationen, stets am besten nach dem Fußbade, wo die Haut noch weich ist.

An den Nägeln selbst zu schaben und zu feilen, wäre dagegen ganz unweismäßig, da gerade die Zehennägel kräftig erhalten werden müssen, um nicht zu brechen oder zu zersplittern.

Die jetzt übliche Fußbekleidung der Damen, die leichten, anliegenden Zeugstiefeln, sind im Ganzen der Form, wie der Gesundheit der Füße sehr zuträglich, so bald sie nicht zu knapp, und in angemessener Länge getragen werden, um die Spitzen der Zehen nach vorn nicht zu beugen. Der Schuh dürfte zwar bei großer Hitze gesünder sein, doch der Stiefel giebt den Schritten größere Sicherheit, und verhindert, wenn er der Form des Fußes entsprechend gearbeitet ist, das unschöne Ausreten derselben.

Damit soll nicht gesagt sein, daß das in China übliche Einschüren der Füße mit unsern Begriffen von Schönheit derselben übereinstimme; im Gegentheil ist Nichts der partiellen Schönheit der Füße allein, sondern sogar der Schönheit im Allgemeinen nachtheiliger, als zu kurze und zu enge Fußbekleidung. Der Gang wird unsicher und ungraziös, die Züge des Gesichts verlieren die Unbefangenheit und nehmen jenen Ausdruck verzerrten Schmerzes an, der keineswegs schön, und in diesem Fall nicht einmal zu bemitleiden ist, zumal wenn das Leiden aus Eitelkeit entspringt.

Enge Fußbekleidung im Winter bei großer Kälte verursacht Frostbeulen, indem sie den Umlauf des Blutes hemmt; im Sommer peinigt sie durch Anschwellen der Füße, kurz sie ist nie und zu keiner Zeit zu rechtfertigen.

Die Erziehung und Pflege der Füße vom ästhetischen Standpunkt aus, d. h. in Bezug auf Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen, wäre freilich noch ein weites, ein schönes Feld der Besprechung, welches zu betreten jedoch hier nicht in unserer Absicht, und wer weiß, ob in unserer Macht liegt.

Gewiß werden alle Leserinnen mit uns die Ansicht theilen, daß es nicht nur darauf ankomme, daß der Fuß den Körper trage, sondern nicht minder, wie, und auf welche Art er dieses sein Amt erfülle; ob als Sklave, der eine Last schleppt, oder mit der Anmuth, die das Bewußtsein der Kraft und der Freiheit verleiht, welches von keiner Last weiß, weil es sie spielend trägt.

O, es ist Charakter, es ist selbstständiges Leben im Fuß, oder, um richtiger zu sagen, der Fuß ist ein Dolmetscher sowohl der augenblicklichen Empfindungen, als auch entschiedener Charaktereigenschaften. Die Freude beschwingt den Fuß, wie der Schreck ihn lähmt; der Fuß des Herrschers tritt anders auf, als der Fuß des an Dienbarkeit gewöhnten Menschen; der Fuß des Intriguanen anders, als der des Offenherzigen.

Der Fuß erzählt Lebens- und Leidensgeschichten, nicht minder als das Auge, dem, der sich auf seine Sprache versteht. Veredelmheit liegt nicht allein in Maria Taglionis, in Lydia Tomion's ausdrucksvollen Füßen, aus deren Sprache uns die zur Wissenschaft gewordene Grazie entgegentritt. Ausdrucksvoll ist jeder menschliche Fuß, namentlich geben seine Form und seine Bewegungen, wie schon bemerkt, einen sichern Maßstab für das innere und äußere Wesen seines Besitzers. Des

Kindes rosiges Füßchen, des Gehens noch ungewohnt, verrieth die zwanglose Anmuth und geschonte Weichheit des frühen Lebensalters, wo vom Menschen noch Nichts gefordert, wo ihm nur gegeben wird.

Schüchtern, leise und ängstlich berührt den Boden der Fuß eines Menschen, dem sein Schicksal drückende Abhängigkeit zuertheilt; in den Bewegungen seiner Füße liegt das Bekenntniß: „Ich weiß nicht, ob ich diesen Schritt recht thue!“

Mit sicherem, leichtem und festem Fuß geht der vom Glück begünstigte, durch Selbstvertrauen gehobene, oder durch die Liebe und Werthschätzung seines Nächsten verwöhnte Mensch einher. Sein Gang spricht die Ueberzeugung aus: „Was ich thue, ist recht!“

Wie gesagt, die Sprache des Fußes bis in ihre feinsten Nuancen zu verfolgen, würde den Raum eines Buches fordern, und vielleicht (wer weiß, wohin Gründlichkeit führen könnte) mit einer „Geschichte der Völker“ endigen.

Der Himmel bewahre uns und unsere bescheidenen Toiletten-Artikel vor solchen Ausschweifungen und Uebergriffen! Es würde unsere Füße in schlechten Ruf bringen, wenn sie sich solcher „Uebertretungen“ schuldig machten. [2377]

Gedichte

von Leopold Schefer.

7.

Die Lieder des Lebens.

Die Menschenbrust ist eine Aeolsharfe,
Auf der die alten Himmelsgeister sich
Die alten lieben Kinderlieder spielen —
Das Lied der Zukunft in dem offenen Himmel;
Das Lied der Jugend; und das Lied der Schönheit;
Das Lied der Sehnsucht; und das Lied des Jindens;
Das Lied der Liebe und des ruhig Wohnens
Im Himmelreich. Darauf das bange Lied
Vom grauen Haar; das Lied des leiz Vergehens;
Verlierens; und des Schmerzes um Verlorne;
Darauf das hohe alte Lied vom Scheiden.
Und wenn sie auch dies Lied gesungen haben,
Dann ist die Brust entwei; die Aeolsharfe
Mit ihren nach und nach zerrißnen Saiten
Vermorcht, und wird zu Staube in der Erde.

Die Himmelsgeister aber bauen neue
Und schöne Aeolsharfen; sie besaiten
Sie frisch; sie stellen sie den Frühlingslüften
Auf Blüthenbäume hin . . . den Abendwinden . . .
Dem Herbstgestirne; ja selbst die Sonnenstrahlen
Und Mondenstrahlen regen sie — wie Blicke
Aus Augen Liebender — zu klingen auf,
Und schwirren durch sie hin bei Tag und Nacht;
Sie klimpern, wie mit zarten Kinderfingern,
Den jungen Blumen Wiegenlieder drauf;
Den dürrn Häuptern aber Abschiedsklänge,
Nur Göttermelodien, ohne Worte.
Doch ewig spielen sie dasselbe Lied,
Mit sanftem Himmelshauch darenin gesäuselt,
Und wer es hört, der weint vor Seligkeit. [2225]

Garten-Arbeiten.

J u n i .

Der Lenz ist dem Sommer gewichen, das beweist das dunkler gefärbte Grün der Bäume, die voller wogende Saat, der heißer glühende Sonnenstrahl, welcher auf den Wiesen Tausende von Blüthen hervorlockt und die stolzeren Blumen des Gartens mit lebhaftern Tinten färbt, als die mildere Frühlingssonne zu geben vermochte.

Die Arbeiten im Garten häufen sich in dem Maß, als wir mit der Aussaat nicht lary gewesen sind und alle Beete wohl benutzt haben, denn das Räten, Behäufeln und Hacken der jungen Gemüse wird nothwendig, und sollen die Raupen da nicht ernten, wo wir säeten, so müssen sie von den frühen Kohlarten sorgfältig abgesehen werden.

Das Versehen der späten Kopfkohlarten und anderer Gemüsepflanzen muß in der ersten Hälfte des Monats vorgenommen, Salat, Gurken, Bohnen, Erbsen, Kohlrabi müssen gesät werden, damit nicht, wenn die Ernte der ersten Aussaat verzehrt ist, wir auf keine neue zu hoffen haben. Die Beschäftigung im Garten ist recht eigentlich eine stete Sorge für die Zukunft, wie am Ende Alles, was auf dem sich ewig wiederholenden Naturproceß des Werdens und Vergehens begründet ist.

Wer die Schönheit oder Nützlichkeit des Gartens zu seiner Aufgabe gemacht, darf nicht ruhen, muß unausgesetzt thätig sein, der Natur vorzuarbeiten, ihrem zu üppigen Wachsthum vorzubeugen, hier eine neue Schönheit anzubahnen, dort einen Schaden zu verhüten.

An den Obstbäumen giebt es im Juni auch zu thun; die überflüssigen Schößlinge werden entfernt, am Spalter die Zweige angebanden, und die zum Durchwachsen bestimmten wilden Stämme verputzt. Die Erdbeeren haben nun schon Früchte angefest, und es ist gut, sie auf alle mögliche Weise, z. B. durch Belegen der Beete mit Hohlziegeln, vor Risse zu schützen.

Die Blumenbeete machen viel Freude und viel Arbeit im Juni. Hyacinthen, Tulpen und sonstige Blumenzwiebeln,

deren Blüthezeit vorüber, werden herausgenommen, Wurzeln, Blätter und Stiele abgeschritten, die Zwiebeln von Erde gereinigt und an einen luftigen, schattigen Ort zum Trocknen gelegt. Sind sie vollkommen trocken, so werden alle losen Häute und die Nebenruten abgelöst; von jeder Zwiebel wird nun die obere Spitze abgeschritten, wodurch ein abermaliges Trocknen dieser Schnittwunden bedingt wird, und erst, nachdem dieses geschehen, schüttet man die so getrockneten Blumenzwiebeln zusammen und bewahrt sie an einem nicht feuchten Ort bis zum October oder November auf.

Die nun leeren Hyacinthen- und Tulpenbeete werden darauf mit Asern, Chinesenellen, Balsaminen u. s. w. bepflanzt, die Nelken und Georginen werden an Stäbe gebunden, und gegen das Ende des Monats Nelkenableger gemacht.

Die Rosen, diese herrlichsten der Blumen, beginnen jetzt ihre duftenden Kelche zu öffnen, wenn man zu rechter Zeit Sorge trägt, sie von ihren Feinden, den Raupen und andern Insecten zu befreien, eine Arbeit, die nicht ohne Beschwerde ist, doch durch das unverklimmerte Gedeihen des geretteten Blüthenlebens hinreichend belohnt wird. [2376]

Ueber das Halten der Stubenvögel.

Hr. Chr. L. Brehm spricht in der „Naumannia“, dem Journal für Ornithologie, gerechten Tadel gegen die Menschen aus, die in übertriebener Sentimentalität das Halten von Singvögeln für unrecht erklären und wo möglich von der Obrigkeit verboten wissen wollen. Das Urtheil eines so Sachverständigen, wie Brehm ist, verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da es, wie wir überzeugt sind, diese Streitfrage erledigen wird. Aus diesem Grunde theilen wir in Nachstehendem die Hauptpunkte des Brehm'schen Raisonnements mit:

„Das große Mitleid mit den in Käfigen oder Gesellschaftsbauern (Voliären) befindlichen Vögeln ist um so auffallender, je weniger es sich in Bezug auf andere Geschöpfe an den Tag giebt. Man findet es ganz in der Ordnung, daß Pferde in den Trittmühlen ihr Leben lang gehen, oder schwere Lastwagen ziehen müssen, daß die bei der Stallfütterung den größten Theil ihres Lebens sich nur niederlegen und aufstehen, aber sich nicht zehn Schritte weit bewegen können, daß Hunde, bis an ihren Tod an der schweren Kette liegend, jeder Unbill der Witterung ausgesetzt bleiben, daß Schweine, in den engen Koben (Stall) gesperrt, ein trauriges Leben führen, um zum Lohne dafür geschlachtet zu werden, daß in der Schwebe aufgehängten Gänsen das Fressen durch Einsprossen von Klempfropfen (Gänsemüden, Gänsewüchern) zur Qual gemacht wird &c. Und warum sentimentalisirt man nicht bei solchen Einrichtungen? Weil bei diesen Schindereien der Eigennutz oder der am strengsten gebietende Herr, der theure Magen, theilhaftig ist. Gegen das Halten der Stubenvögel aber eifert man, obgleich diese sich sehr wohl befinden. Dies sieht man am deutlichsten an ihrem Gesange und Betragen. Der erstere ist ein Ausdruck ihres Wohlgefühls, denn er verstummt sogleich, wenn ihnen ein widriger Zufall begegnet. Und wie wohl thut den Stubenvögeln die Liebe ihres Herrn! Sie begrüßen ihn mit Gesang, wenn er nach der Abwesenheit von einem oder mehreren Tagen bei ihnen eintritt.“ Und weiter sagt Brehm:

„Die Last der Gefangenschaft empfinden die Vögel auch aus dem Grunde nicht schmerzhaft, weil sie in der Freiheit hauptsächlich der Nahrung wegen herumfliegen und gesättigt oft Stunden lang ruhig sitzen. Da sie nun in der Gefangenschaft reichliches Futter erhalten und sich durch Herumhüpfen hinlänglich bewegen können, haben sie zum Fliegen oft so wenig Lust, daß viele die Thüre ihres Käfigs offen sehen können, ohne daß es ihnen einfällt zu entfliehen. Für ihr Wohlfinden in der Gefangenschaft spricht auch der Umstand, daß sie in ihr mehrere Jahre leben. Ich habe manchen Kanarienvogel gesehen, welcher fünf- zehn oder sechzehn Jahre alt war; ja ich weiß ein Beispiel, daß einer drei und zwanzig Jahre gelebt hat. Wurde doch ein Papei in Holland einige achtzig Jahre alt. Was also die Grausamkeit gegen die Vögel, welche in Käfigen gehalten werden, anlangt, so haben wir gesehen, daß es eben eine vermeintliche, aber keine wirkliche ist. Es bleibt nun noch übrig, die behauptete bedeutende Verminderung der Singvögel durch die Stubenvogeliebhaberei zu beleuchten. Daß die Zahl der Singvögel in unsern Wäldern und auf unsern Fluren sich verringert hat, wird kein aufmerktsamer Beobachter in Abrede stellen; allein dies hat ganz andere Ursachen, als die Stubenvogeliebhaberei, welche in früheren Jahren weit größer war als jetzt. Jedermann weiß, wie viele Waldstrecken unseres Vaterlandes in neuerer Zeit in Feld umgewandelt und wie viele andere ihrer großen Bäume beraubt worden sind; daß aber auf diesen neuen Feldern keine Waldvögel wohnen und auf den jetzt dastehenden Christbäumchen weit weniger derselben, als auf den ehemals dort prägnenden Klößerbäumen (Bäume, die oft eine Elle im Durchmesser halten) leben können, ist sehr begreiflich. Ueberdies werden die Buschreihen ausgerottet, die Bäume beschritten, die hoblen Bäume gefällt und die Stümpfe ausgetrocknet, und man wundern sich, daß es in der Gegend weniger Singvögel als in früheren Jahren giebt! Dazu kommt, daß wir in der letzten Zeit mehrere harte Winter und ungünstige Frühjahre gehabt haben, welche manche Vögel umgebracht haben und ihrer Fortpflanzung hinderlich gewesen sind. Vergleicht man nun die wenigen Stubenvögel mit der zahllosen Menge derer, welche dem Magen geopfert, von Raubthieren und Raubvögeln gefangen, auf dem Zuge vernichtet und durch Zerstörung der Nester durch gottlose Knaben umgebracht werden, so kommen diese gegen jene in gar keinen Betracht. Und man will dem armen Schneider und Schuhmacher, dem Sieb- und Korbmacher, dem Weber und anderen an das Zimmer gefesselten Menschen, welche nur Sonntag die freie Natur genießen können, die Freude, einen Stubenvogel zu halten und sich durch ihn das Bittere ihrer Lage etwas zu versüßen, durch Beschwäg oder Geseg verkümmern! Man will dem Naturforscher die Beobachtung seiner lieben Vögel in der Stube unmöglich machen! Das ist eine alberne Weichherzigkeit gegen die Thiere und eine unverzeihliche Grausamkeit gegen die Menschen!“ [2380]

Murillo's kleiner Neger.

An einem schönen Sommermorgen des Jahres 1630 betraten mehrere Jünglinge fast gleichzeitig, von verschiedenen Seiten kommend, die Straße in Sevilla, wo der berühmte Maler Murillo wohnte.

Ihre Gesichtszüge waren heiter und offen; sie drückten einander herzlich die Hand und stiegen, nach einigen unter jungen Künstlern gebräuchlichen Scherzworten, ins Atelier hinauf. Murillo war noch nicht anwesend.

Die Schüler traten sogleich an ihre Staffeleien, sei es nun, um zu sehen, ob die Malerei trocken, oder auch um die Arbeit des vorigen Tages zu bewundern.

„Welcher von Euch, Ihr Herren, ist gestern hier im Atelier zurückgeblieben?“ rief Isturiz plötzlich im höchsten Zorn.

„Das ist eine sonderbare, um nicht zu sagen, abgeschmackte Frage,“ erwiderte Gordova; „erinnert Ihr Euch nicht, daß wir zusammen fortgingen wie immer? Hat uns die Liebe zur Kunst jemals das Abendbrod vergeffen lassen? Haben wir nicht oft schon den schönsten Engelkopf verlassen, um uns einer Olla podrida gegenüber zu setzen?“

„Viel Reden um Nichts,“ entgegnete Isturiz, „ich weiß doch, daß ich gestern alle meine Pinsel sorgfältig gereinigt habe, und heute finde ich sie so schmutzig, als wäre die ganze Nacht damit gemalt worden.“

„Halt!“ rief Carlos dazwischen, „hier sehe ich in der Ecke meiner Leinwand eine kleine Figur; nicht übel, wahrhaftig! Ich möchte doch wissen, wer sich jede Nacht damit amüßert, Skizzen zu entwerfen, bald auf die Leinwand, bald auf die Mauer. Hattet ihr nicht gestern eine auf Eurer Staffelei, Fernando?“

„Freilich,“ antwortete der Gefragte — „ich glaube, Isturiz hat mir den Streich gespielt.“

„Nein,“ rief Isturiz, „ich versichere Euch auf Ehre“ . . .

„Beruft Euch nicht auf Eure Ehre“ — erwiderte Carlos, „wir kennen nur zu gut Euer Talent, um Euch solch ein Meisterwerk beimeßen zu können, wie wir jetzt eben bewundern.“

„Wenigstens kann ich Euch sagen,“ fuhr Isturiz fort, „daß ich noch niemals eine so nachlässige Arbeit machte, als die dort auf der Staffelei. Wahrscheinlich hat Eure eigene Hand sie geschaffen, während der Geist anderswo umhergeschwärmte.“

„Auch meine Pinsel sind besudelt,“ rief Gonzalo, „es muß in der Nacht Jemand hier gewesen sein.“

„Da möchte man ja beinahe glauben, wie der Neger Gomez, der böse Geist Zombi sei hier gewesen, der Nachts arbeitet und reist, wenn Alles schläft,“ bemerkte Isturiz mit einem leichten Schauer.

„Wahrlich!“ begann Mendez, der bisher geschwiegen und bewundernd vor mehreren Bildern und Skizzen seines Meisters gestanden — „wenn der Zombi, von dem der Neger erzählt, so gut zeichnen kann — möchte er nun so schwarz sein, als er will — ich würde ihn ganz charmant finden, ganz charmant, wenn er mir in meine „Kreuzesabnahme“ eine schöne Jungfrau Maria zeichnete.“

Mit diesen Worten näherte sich Mendez zögernd seiner Staffelei — doch plötzlich erscholl ein Laut des Erstaunens von seinen Lippen, denn auf dem Bilde befand sich skizziert der herrlichste Kopf einer Jungfrau, welchen je die Phantasie eines Künstlers geträumt. Der Ausdruck des Gesichts war so schön, die Linien so rein, die Contouren so anmuthsvoll, daß diese Jungfrau unter den sie umgebenden Gestalten in Wahrheit als eine Himmliche unter Sterblichen erschien.

„Nun, was soll das heißen? Was ist das für Unordnung, warum ist man noch nicht an seinem Platz?“ rief unvermuthet eine wohlbekannte Stimme, welche die Schüler zittern machte. Sie wendeten sich um und begrüßten ihren großen Meister.

„Seht, Sennor Murillo, seht nur!“ antworteten endlich die Jünglinge, auf Mendez's Staffelei zeigend.

„Wer hat das gemalt, Ihr Herren?“ fragte Murillo überrascht. „Wer mit diesem Werk begonnen, wird einst unser Aller Meister werden. Ich würde stolz sein auf dieses Werk! Mendez, mein Lieber, ist das Euer Werk?“

„D nein, Herr,“ war des Gefragten bescheidene Antwort, „unglücklicher Weise verrathen die Figuren in der Umgebung der Jungfrau nur zu deutlich, was ich zu leisten vermag.“

„Seid Ihr es, Isturiz? Ihr, Fernando? oder Carlos?“ . . . Alle antworteten verneinend, wie Mendez.

„Nun, die Arbeit kann sich doch nicht selbst gemacht haben!“ war Murillo's ungebührliche Bemerkung.

„Ich glaube, Sennor,“ sagte Gordova, der jüngste der Schüler, „daß es bei diesen Zeichnungen mit Wundern, wenn nicht mit Zauberei zugeht; wir haben in letzter Zeit wirklich Dinge erlebt, denen Ihr schwerlich Glauben schenken würdet, und doch —“

„Was hat's denn gegeben?“ sprach Murillo endlich, seinen glühenden Blick von dem Meisterwerk des unbekanntem Malers abwendend.

„Nach Eurem Befehl, Herr,“ begann Fernando, „verlassen wir nie das Atelier, ohne jede Sache an ihren Ort zu legen, die Pinsel zu reinigen, die Paletten abzuwaschen und unsere Staffelei in Ordnung zu bringen. Und wenn wir Morgens hierher zurückkehren, ist Alles wieder in Unordnung, die Pinsel besudelt, die Paletten voll Farbe, und Skizzen liegen umher, die meiner Treu! nicht schlecht sind; bald ist es ein Engelkopf, bald das Profil eines jungen Mädchens, bald das Gesicht eines Greises, und Alles in bewundernswerth schöner Ausführung, wie Ihr selbst gesehen habt, Herr!“

„Ein Geheimniß muß jedenfalls hier obwalten,“ bemerkte Murillo; „wir werden bald den nächsten Besucher kennen lernen.“ — „Sebastian!“ rief er, „und ein junger Neger im Alter von ungefähr 14 Jahren erschien. „Hast Du nicht um Erlaubniß gebeten, die Nacht im Atelier schlafen zu dürfen?“

„Ja, Herr!“ erwiderte schüchtern der Knabe.

„Schläfst Du jede Nacht hier?“

„Ja, Herr!“

„So wirst Du mir sagen können, wer in der letzten Nacht und diesen Morgen noch hier gewesen vor Ankunft dieser Herren. . . Wirst Du reden, Sklave?“ rief Murillo zornig dem Knaben zu, welcher stumm da stand und an den Schnüren seines Rockes zupfte.

„Niemand, Herr,“ antwortete endlich der arme Sebastian.

„Du lügst!“ rief Murillo.

„Niemand als ich; ich schwöre es Euch, Herr,“ sagte der Negerknabe, mit gefalteten Händen und so flehender Geberde dem Meister sich zu Füßen werfend, daß dieser vor der stummen Ansprache seinen Zorn weichen fühlte.

„Höre,“ fuhr er etwas befänftigt fort; „ich wünsche zu wissen, wer den Kopf der Jungfrau und all die Bilder skizziert hat, welche meine Schüler jeden Morgen hier finden; statt diesen Abend schlafen zu gehen, wirst Du also wachen, und wenn Du morgen den Schuldigen nicht entdeckt hast, so sollen fünf- unddreißig Peitschenhiebe Dich für die künftige Nacht hellsehender machen. Hast Du mich verstanden? — Jetzt geh' und reibe Farbe — und nun, Ihr Herren, an die Arbeit!“

So lange Murillo zugegen war, beobachteten seine Schüler, denen jedes von ihrer Beschäftigung abweichende Wort untersagt war, das tiefste Schweigen; doch als der Meister das Atelier verlassen, entschädigten sie sich vollständig für den erlittenen Zwang, und heute natürlich war der unbekannt Maler, welcher alle Köpfe beschäftigte, der Gegenstand ihres Gespräches.

„Nimm Dich vor der Peitsche in Acht, Sebastian!“ sagte Mendez, „hab' ein wachsam's Auge auf den Uebelthäter — . . . Aber jetzt geb mir neapolitanisches Gelb!“

„Ihr brauchet keines mehr, Sennor Mendez,“ antwortete der kleine Farbenreiber, „Ihr habt schon genug solches Gelb im Bilde . . . und übrigens: der Geist, der das Alles da gezeichnet hat — ist kein anderer als der Zombi, ich hab' es Euch schon gesagt.“

„Was die Neger für einfältige Narren sind mit ihrem Zombi,“ lachte Gonzalo; „wer ist denn eigentlich dieser Zombi?“

„D,“ entgegnete Sebastian Gomez, „das ist ein unsichtbares Wesen, das überall umherreist und mit einem Schläge seines Zauberstabes die merkwürdigsten Dinge vollendet. Sehet einmal hier, Sennor Gonzalo,“ fuhr der kleine Schwarze mit einem etwas spöttischen Blick auf das Bild des genannten Kunstjägers fort; „genüß ist's der Zombi gewesen, der den linken Arm Eures heiligen Johannes zu lang gemacht hat; wenn der rechte eben so lang ist, kann der Apostel, ohne sich zu bücken, die Schnüre seiner Sandalen lösen.“

„Wißt, Ihr Herren, Sebastian hat Recht,“ bemerkte Isturiz, nach Gonzalo's Bild hinübersehend.

„Man sagt, die Neger haben vom Affen das Gesicht und vom Papagai die Zunge,“ ergänzte Gonzalo mit affectirter Gleichgültigkeit.

„Mit dem Unterschiede,“ erwiderte Fernando, „daß der Papagai die Worte ohne Sinn und Verstand herplappert, während Sebastian's Bemerkungen von richtigem Urtheil zeugen.“

„Das begegnet auch den Papageien mitunter zufällig,“ spottete Gonzalo.

„Vielleicht,“ sagte Mendez, welcher das „neapolitanische Gelb“ noch nicht vergessen hatte, „wird Sebastian uns ein Beispiel zeigen, daß er eine Farbe von der andern unterscheiden kann.“

„Es ist noch ein großer Unterschied, die Farben zu kennen, und sie zu gebrauchen wissen,“ bemerkte Sebastian, dem die Freiheit des Ateliers gestattete, sich in die Unterhaltung der jungen Maler zu mischen.

Ueberdies waren seine Bemerkungen so richtig, sein Geschmaack so gebildet, daß die Schüler, obgleich sie seine Worte zu misachten schienen, dennoch Nutzen daraus zogen, ohne es sich gegenseitig, ja ohne es sich selbst zu gestehen.

Es ist wahr, die Schüler trieben oft mit dem jungen Neger ihre grausamen Scherze, dennoch war er Aller Liebling, und so gaben sie auch heute, beim Verlassen des Ateliers, trotz der vorhergegangenen Sticheleien, ihm einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter und den guten Rath, hübsch wach und nüchtern den Zombi zu erwarten, um den Peitschenhieben zu entgehen.

Es war Nacht geworden, und Murillo's am Tage so belebtes Atelier war still wie das Grab. Eine einzige, auf einem Marmorisch stehende Lampe ließ ein bleiches Licht auf die Gegenstände fallen.

Ein Knabe, dessen schwarze Hautfarbe mit dem Halbdunkel des Ortes vollkommen übereinstimmte, stand in Nachdenken versunken, unbeweglich an eine Staffelei gelehnt. Er mochte sich ersten Betrachtungen gänzlich hingeeben haben, denn er hörte nicht, wie die Thüre des Ateliers sich öffnete und dann wieder schloß, er hörte nicht, daß Jemand drei Mal seinen Namen rief, und fehrte nicht eher aus der Welt seiner Träume, die ihn gefangen hielt, in die Wirklichkeit zurück, bis eine große Hand sich auf seine Schulter legte. Er erhob seine Augen zu dem, der vor ihm stand — es war ein schöner Neger von herculischem Körperbau — und sagte dann zu ihm:

„Warum kommst Du her, Vater?“

„Um Dir Gesellschaft zu leisten, Sebastian.“

„Ich danke, Vater, ich werde allein wachen.“

„Nicht doch, mein Kind; — wenn Zombi käme!“

„Ich fürchte mich nicht vor ihm,“ erwiderte der Knabe mit einem rüben Lächeln.

„Er könnte Dich mitnehmen, mein Sohn, und dann hätte der arme Neger Gomez keinen Menschen mehr, der ihn tröstete in seiner Knechtschaft.“

„Ja, es ist schrecklich, ein Sklave zu sein!“ rief Sebastian und weinte bitterlich.

„Es ist Gottes Wille, daß wir's sind,“ entgegnete der Neger mit Ergebung.

Sebastian hob den noch thränenfeuchten Blick zu der Glaskuppel des Ateliers empor, durch welche das Licht der Sterne schimmerte. „Ich bete täglich und stündlich zu Gott um unsere Befreiung und er wird, er muß mich erhören, ich weiß es. O Vater, dann werden wir frei den Erdboden betreten, den Gott allen Menschen gegeben hat. Nicht Gott, der Allgerechte, kann die Standesunterschiede geschaffen haben; gab er nicht dem Neger, wie dem Weißen, Gefühl und Leidenschaft, gab er ihm nicht das Genie? O Vater, das Genie ist etwas Großes, das Genie allein sollte Herrscher auf Erden sein . . . und es wird es einst werden, Vater, ich fühle das,“ sagte Sebastian, indem er eine Hand auf's Herz, und die andere an seine breimende Stirn legte. „Aber geh' zu Bett, Vater; auch ich werde mich niederlegen und im Schlaf alles Gend vergessen.“

„Fürchtest Du Dich wirklich nicht vor Zombi, Sebastian?“

„Nein, Vater, den Zombi hat die glühende Einbildungskraft unserer Landsleute geschaffen; ich weiß, daß Gott es übermenschlichen Wesen nicht gestattet, auf die Erde zu kommen.“

„Aber warum thust Du dann, als glaubtest Du an Zombi, wenn die Schüler unseres Herrn zugegen sind?“

„Um ihnen etwas zu lachen zu geben.“

„Nun denn, gute Nacht, mein Sohn!“ Mit diesen Worten umarmte der Neger den Knaben und verließ das Atelier.

Als Sebastian sich allein befand, brach er in einen lauten Ruf der Freude aus; doch sich besinnend, sagte er, wie in Ueberlegung einer wichtigen Sache: „Fünfunddreißig Peit-

schenhiebe, wenn ich nicht sage, wer diese Figuren gezeichnet hat, und wie viel erst, wenn ich es sage! . . .

Und der junge Neger kniete nieder, bat in brünstigem Gebet den Herrn um seinen Beistand, legte sich dann auf seinen Strohsack und schlief bald ein.

Er erwachte bei Tagesanbruch, noch war es nicht drei Uhr und jeder Andere hätte weiter geschlafen, aber der junge Sklave fand, daß es Zeit sei aufzustehen.

„Muthig ans Werk, Sebastian!“ rief er, den Schlaf gewaltsam abschüttelnd; „du hast drei Stunden vor dir, o, das ist wenig, die Stunden der Freiheit verfliegen allzu rasch. Doch benutze diese Zeit, Sklave, die übrige gehört deinem Herrn! Zuerst muß ich alle diese Figuren wieder auslöschchen,“ sagte er, ergriff einen Pinsel und näherte sich der Jungfrau, welche im Strahl der Morgenröthe noch schöner erschien.

„Auslöschchen!“ rief er, „auslöschchen! O nein, lieber sterben; Niemand würde sie auslöschchen wagen, auch ich nicht. Dieser Kopf lebt, er atmet; das Blut würde fließen, wenn ich diese Jungfrau mit mördertischer Hand berührte! Nein, ich kann ihr Mörder nicht sein! Wäre es nicht besser, ich vollendete, was ich so glücklich begonnen? — Gedacht, gethan! Er ergriff eine Palette und bald schmückte sein fleißiger Pinsel das geliebte Haupt mit neuen Reizen.

Sebastian zählte die Stunden nicht; er war zu sehr in die heilige Schöpfung seiner Hände vertieft, um den Flug der Zeit zu gewahren. „Noch einen Pinselstrich,“ rief er, „noch einen sanften Schatten an diese Seite, und nun dieser Mund, jetzt kann er reden — und die Augen! sie öffnen sie! O, wie sie mich bezaubern! — Wie zart, wie rein die Stirn. O, meine Götin!“ . . .

Und Sebastian vergaß die Stunde, vergaß, daß er Sklave war, vergaß seine harte Strafe. — Aber wer beschreibt seine Bestürzung, als er bei einer Wendung des Kopfes alle Schüler, ihren Meister an der Spitze, hinter sich stehen sah! Sebastian wagte nicht, sich zu vertheidigen; die Palette in der einen, die Pinsel in der andern Hand, stand er gesenkten Hauptes da, ruhig die Strafe erwartend, welche er wohl verdient zu haben meinte.

Einige Augenblicke beharrten Alle im Schweigen; denn wenn Sebastian starr und stumm geworden vor Schrecken, bei einem so großen Verbrechen ertappt zu sein, so waren Murillo und seine Schüler nicht minder erstaunt über diese Entdeckung.

Endlich näherte der Meister sich Sebastian, und sprach, mit Gewalt seine Mithrung bekämpfend, ruhig und streng, indem er bald den Kopf der Jungfrau, bald den erschrocken Sklaven betrachtete:

„Wer ist Dein Lehrer, Sebastian?“

„Ihr, Herr!“ antwortete das Kind mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ich meine, Dein Lehrer im Zeichnen?“ sagte Murillo.

„Ihr, Herr!“ wiederholte der zitternde Sklave.

„Das kann nicht sein, ich gab Dir niemals Unterricht,“ sprach der erstaunte Meister.

„Aber Ihr gabt ihn Andern und ich hörte,“ erwiderte der Sklave, ermuntert durch die gültige Miene seines Herrn.

„Und Du thatest mehr als hören, Du lerntest,“ war Murillo's Antwort, welcher nicht länger seine Bewunderung zurückhalten konnte. „Meine Herren, was verdient Sebastian, eine Strafe oder eine Belohnung?“

Bei dem Worte „Strafe“ begann Sebastian's Herz bestiger zu schlagen, das Wort „Belohnung“ gab ihm ein wenig Muth, so daß er den Blick schüchtern und bittend zu seinem Herrn aufzuschlagen wagte.

„Eine Belohnung,“ riefen alle Schüler einstimmig.

„Nun wohl — aber welche?“

„Wenigstens zehn Dukaten,“ sagte Isturiz.

„Fünfzehn!“ rief Fernando.

„Nein,“ verbesserte Gonzalo, „einen neuen Anzug zum nächsten Fest.“

„Sprich,“ sagte Murillo gütig zu seinem Sklaven, den alle in Aussicht gestellten Belohnungen nicht zu erfreuen schienen, „sind die Dinge nicht nach Deinem Geschmaack? Sage ohne Furcht, was Du wünschest, ich bin so zufrieden mit Dir, daß ich Dir Nichts verweigern könnte!“

„O Herr, wenn ich wagen dürfte . . .“ flüsterte Sebastian, mit gefalteten Händen vor dem Meister auf die Knie sitzend. Es war leicht, in dem unbeweglichen Blick des Sklaven, auf seinen halb geöffneten Lippen zu lesen, daß irgend ein mächtiger Gedanke ihn ganz erfüllte, welchem Worte zu geben nur die Schüchternheit ihn zurückhielt.

In der Absicht, ihn zu ermuntern, flüsterten die Schüler ihm ihre Rathschläge ins Ohr.

„Fordre Geld, Sebastian!“

„Fordre schöne Kleider, Sebastian!“

„Fordre, daß er Dich als Schüler annimmt, Sebastian!“

Ein mattes Lächeln glitt bei Anhörung dieser letzten Worte über die Züge des jungen Sklaven, doch blieb er gebeugten Hauptes und stumm vor seinem Herrn.

„Fordre den besten Platz im Atelier,“ rieth Gonzalo, welcher, als der zuletzt Gekommene, das schlechteste Licht auf seiner Staffelei hatte.

„Fasse Muth!“ sagte Murillo.

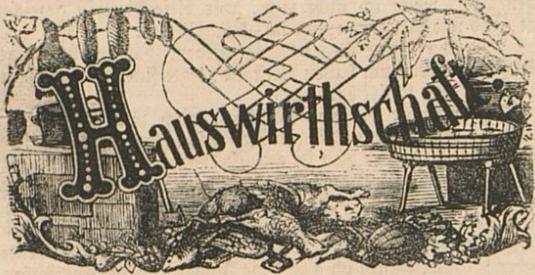
„Der Meister ist heut so gut,“ flüsterte Fernando dem Neger ins Ohr, „daß ich etwas wagen würde: Ich würde meine Freiheit verlangen, Sebastian!“

Bei diesen Worten stieß Sebastian einen lauten Schrei aus, erhob den Blick zu Meister Murillo und sprach mit von Schluchzen erschütterter Stimme:

„Die Freiheit meines Vaters!“

„Und die Deine!“ sagte Murillo, welcher unfähig, länger seine Mithrung zu beherrschen, die Arme um den Hals des Knaben schlang und ihn ans Herz drückte. — „Dein Bild,“ fuhr er fort, „beweist, daß Du Talent hast; Deine Bitte beweist, daß Du ein großes Herz hast, und somit bist Du ein Künstler. Betrachte Dich von heute an nicht nur als meinen Schüler, sondern als meinen Sohn! Glücklicher Murillo! Ich habe nicht nur Gemälde, ich habe einen Maler geschaffen!“

Murillo hielt sein Versprechen und Sebastian Gomez, bekannt unter dem Namen: Murillo's kleiner Neger, ward einer der ersten und berühmtesten Maler Spaniens. Es existiren von ihm außer anderen werthvollen Gemälden eine heilige Anna, ein heiliger Joseph, und in der Kirche zu Sevilla sieht man noch heut das Bild, bei dessen Ausführung sein Herr ihn überraschte.



Erdbeeren.

Gätten die Erdbeeren auch kein anderes Verdienst, als die Vorboten aller Reichthümer des Jahres, die ersten Früchte zu sein, so würden sie schon deshalb zu schätzen; doch sie bedürften dieses Vorzuges nicht, um geschätzt zu werden; ihre liebliche Form, ihr würziger Duft, ihr herrlicher Geschmack stellt sie in die Reihe der werthvollsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs.

Zu den ersten Frühlingstagen, wenn die Beete und Rabatten in unsern Gärten noch kahl sind, die andern Pflanzen kaum beginnen, als grüne Spitzen der Erde zu entsprossen, blühet die Erdbeerstaude schon ihre hellgrünen, schön gezackten Blättchen aus, und es bedarf nur einiger warmer Maitage, so entfaltet sie die zarte weiße Blüthe, die einfache Tochter des Waldes, welche wir, ihren Werth erkennend, nicht zu einfaches Handeln, in unsere Gärten sie zu verpflanzen, damit ihre süßen Früchte unsere Augen erfreuen und unsern Gaumen ergötzen.

Doch nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt allein ist die Erdbeere uns ein herrlicher Genuß, eine köstliche Labung; die Kochkunst bedient sich ihres Aroms auf die verschiedenartigste Weise: zu Confituren, Saucen, Gelée's u. s. w. Hier einige Proben ihrer Nützlichkeit:

Ananas-Erdbeeren in Zucker einzumachen.

Man pflückt schöne, halbreife Ananasbeeren, wiegt sie, nimmt dann dasselbe Gewicht geschlagenen Zucker, thut denselben in ein Casserol mit Wasser (1 Pfund Wasser auf 2 Pfund Zucker). Ist Wasser und Zucker durch starkes Kochen gehörig verbunden und geklärt, so thut man die Erdbeeren hinein, nimmt sie nach mehrmaligem Aufkochen mit dem Schaumlöffel wieder heraus und füllt mit ihnen die dazu bestimmten Töpfe oder Gläser zur Hälfte an. Der Syrop wird wieder über das Feuer gesetzt, und muß noch einigemal aufkochen. Dann füllt man damit die Töpfe vollständig, indem man die darin befindlichen Erdbeeren behutsam mit dem Löffel etwas in die Höhe hebt, damit der Zuckersaft sie von allen Seiten durchdringe. Nach dem Erkalten bindet man die Töpfe zu und verwahrt sie an trocknen, kühlen Orten.

Erdbeersaft.

Man nimmt dazu vollkommen reife Waldbeeren. Nachdem sie gereinigt, gießt man heißes Wasser (40 Grad) darüber, im Verhältnis von 12 Pfund Wasser zu 10 Pfund Erdbeeren, rührt das Ganze gehörig durcheinander, bis die Früchte völlig zerdrückt sind, umgiebt das Gefäß, welches die Masse enthält, mit Eis und läßt es an einem kühlen Orte 24 Stunden stehen. Dann wird der Erbeersaft 2-3 Mal durch ein reines Tuch gegossen, bis er völlig klar ist. Ist dies geschehen, so nimmt man harten Zucker, an Gewicht dem Saft gleich, läßt ihn darin kalt sich auflösen, rührt den Saft um und füllt ihn in Flaschen, die man sorgfältig zupropft, zubindet, und auf eine Unterlage von Heu in einen mit Wasser gefüllten Kessel legt. Nun stellt man den Kessel über das Feuer, nimmt nach 2- oder 3maligem Aufkochen die Flaschen heraus, läßt sie langsam erkalten und bewahrt sie an einem kühlen Orte auf.

Dieser Saft ist eben so vorzüglich zu Saucen zu verwenden, als er für Kranke eine wahrhafte Erquickung darbietet.

Erdbeerwasser.

Man nimmt dazu gleichfalls sehr reife Erdbeeren, reinigt sie und zerreibt sie dann, indem man etwas Wasser dazu gießt, mit einem reinen hölzernen Löffel oder mit einer Reibekeule. Nachdem die zerriebenen Erdbeeren 2 Stunden gestanden, brückt man sie durch ein Tuch oder ein Haarsieb, füllt den Saft in eine Flasche, und stellt diese, gut zugestopft, in die Sonne, oder noch besser in eine warme Feueröhre. Daraus gießt man den so destillirten Saft in ein Porzellangefäß (aus 13 Loth Saft 2 Pfund Wasser nebst 6 Loth Zucker), vermischt das Ganze, indem man die Flüssigkeit mehrmals aus einem Gefäß in das andere und wieder zurückgießt, und läßt sie an einem kühlen Orte erkalten. Dieses sehr angenehme Getränk hält sich mehrere Tage.

Erdbeermarzipan.

Man reibt ein Pfund süße Mandeln, läßt 16 Loth Zucker über gelindem Feuer kochen mit 12 Loth filtrirten Erbeersaftes und thut dann den Mandelteil hinzu, rührt das Ganze gehörig durch und setzt es wieder über das Feuer, wo es unter beständigem Rühren nochmals kochen muß. Sobald der Teig sich abkühlt, ist er gut; man legt ihn nun auf ein mit Zucker bestreutes Bret, läßt ihn erkalten, breitet ihn dann auseinander und formt daraus allerlei Figuren, die man mit Zuckerguß überzieht und in einem nicht sehr warmen Ofen baden läßt.

Erdbeerliqueur.

Der Saft der Früchte wird ausgepresst; auf 4 Pfund Saft nimmt man 1 Quentchen Zimmt, 1/2 Quentchen Gewürnelken, gießt 4 Quart feinen Brantwein hinzu und läßt diese Mischung einen Monat lang destilliren. Nach Verlauf dieser Zeit klärt man sie ab, läßt 4 Pfund gestohlenen Zucker in Wasser sich auflösen, thut ihn in den Liqueur, läßt ihn abermals einige Zeit stehen, filtrirt ihn, füllt ihn in Flaschen und verschließt dieselben luftdicht.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 21.

Viele Köche verderben den Brei.
(Biel - Et - Egge - Pferd - er - b - Enten - Brei.)

Die Auflösung des zweiten Rebus soll die nächste Nummer bringen, da, wie es uns scheinen will, bis jetzt die Lösung nur Wenigen gelungen ist.

Auflösung des Räthfels in Nr. 21.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe in Nr. 21.

Der Ruhe Glück, es feimt nur aus Gefahren,
Und Freuden kennt nur, wer mit Leiden rang;
Wo der Herfürung Donner nahe waren,
Da ruft ein Lichtblick auf 're Lieb' und Dank,
Und jagend erst muß auf're Brust erbeben,
Soll Andachtgluth und Glauben sie erheben.

[2347]



Doppelworträthsel.

Zwei Antipoden hab' ich im Sinn —
Sind gar verschieden, die beiden Gesellen,
Und mögt Ihr ihnen auch immerhin
An's Haupt die nämlichen Sylben stellen;
Bis Ihr sie werdet genauer kennen,
Läßt mich mit 1 und 2 sie benennen.
2 war von jeher auf Erden hier
Der Selbstsucht vielbeliebtes Pannier,
1 aber ward — aus der Schrift ist's erwiesen —
Von heil'gen Lippen einst selig gepriesen.
Nun seht, wie durch wenig ganz gleiche Zeichen
Die beiden aus ihren Bahnen weichen,
Doch, recht wie mit bitterem Feindesinn,
Ein Jedes nach anderer Richtung hin.
Mit „ab“ seht Ihr 1 gar mildiglich handeln,
Und 2 sich aus Großem in Kleines verwandeln.
Mit „aus“ wird 2 gar leicht erlosch;
1 greift dabei in den Beutel tief.
Mit „an“ seht Ihr 1 zum Vertief sich neigen;
2 macht sich, was ihm geboten, zu eigen.
Mit „vor“ sinnt 1 auf Lüge und Schein;
2 faßt Entschlüsse, geht Handlungen ein.
„Der“ zeigt Dir an 1 so Verbrechen als Tugend,
Und dient mit 2 der gelehrigen Jugend.
Mit „auf“ läßt 2 eine gastliche Pflicht;
1 geht mit dem Sünder in strenges Gericht.
Noch kommt' ich Euch Manches erzählen von Beiden,
Wie selbst man sie jede Gemeinschaft vermeiden.
Doch laßt' ich Euch nicht bei Zeiten in Ruh',
So hört Ihr ein ander Mal nimmer mir zu;
Und seht's Euch noch an den feindlichen Zweien,
So sucht sie auf in des Zeitwortes Reihen.

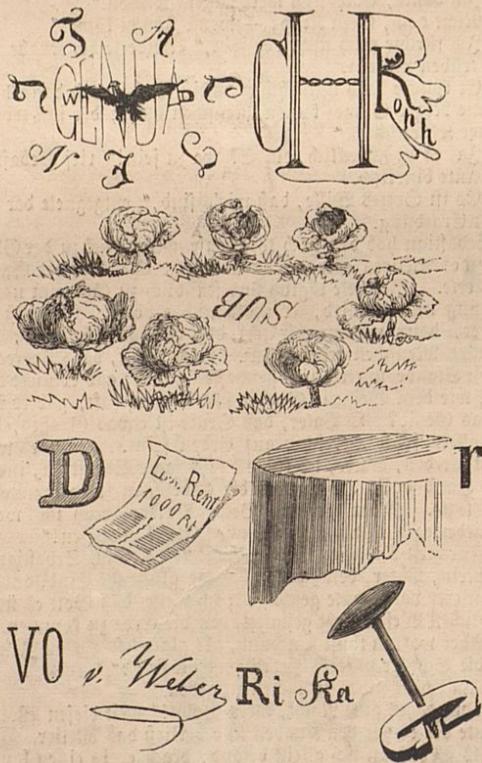
[2383]

Pauline Ullsch.

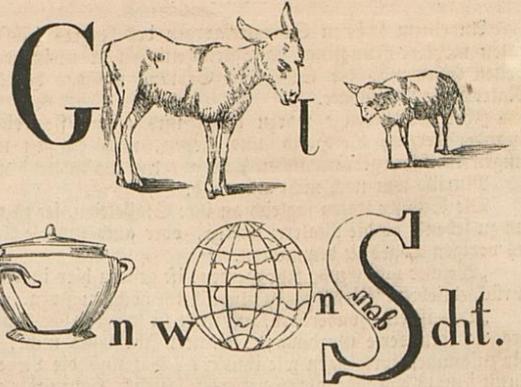
Aufgabe.

Wie zeichnet man drei Kaninchen und drei Kaninchen-Ohren so, daß jedes der Kaninchen seine zwei Ohren erhält, trotzdem im Ganzen nur drei gezeichnet sind.
(Auflösung [mit Bild] in nächster Nummer.)

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Derjenige, welcher das Aehren lesen, in dem Herzen einer Person einen Hauptplatz einzunehmen, bedacht denselben mit weniger Eiferlichkeit als der, welcher sich durch Kunstgriffe an einen solchen Platz gedrängt hat.

Versteh ist ein Edelstein, der am schönsten glänzt, wenn er in Demuth eingefaßt ist.

Wir haben keine größeren Feinde, als geschriebene Briefe.

Man muß nicht im Groll scheiden. Es ist gar bald um einen Menschen gethan.

Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Eine einzelne Thräne, welche unbewußt über die Wangen rinnt, zeugt mehr von Gefühl als ein mit Ekstasation vergossener Thränenstrom.

Wer mit wenig Kenntnissen und Talenten prahlt, macht sich lächerlich; wer aber keine besitzt und das Gegentheil will glauben machen, der ist nicht einmal werth, daß man über ihn lacht.



Dr. v. Sch. in Za w - s. Wenn Ihnen unsere letzten Modenberichte nicht genügenden Bescheid gegeben haben, so wird es jedenfalls die nächste Nummer des Bazar thun; diese bringt eine Auswahl der neuesten Kleidertafeln in Abbildung und Beschreibung. S. O. in L - b - n. Avar nicht ein Strickmuster, aber ein Häkelmuster zu Gardinen liefert eine der nächsten Nummern. Ist es möglich, Ihren Wunsch später noch zu erfüllen, so geschieht es. A. B. in F - b - n. Für Kinder von einem Jahr — ob Knaben oder Mädchen macht wohl in diesem Alter keinen Unterschied — fertigt man die Kleider mit einem ganz breiten Gürt um die Taille, welcher die Nahe bis unter den Arm reicht und hinten zugeschnitten wird. — Die Mode heißt hier gut, was bequem und zweckmäßig. — Der Name folgt nächsten. Dr. v. S. auf C. in M - b - g. Auf dem Supplement des Bazar Nr. 6 ist der Schnitt nebst Stiderei, Dessin und Beschreibung zu einem Taufsachen gegeben; eine so baldige Wiederholung wäre bei dem reichlichen Stoff, der uns vorliegt, nicht möglich. In Betreff des andern von Ihnen ausgesprochenen Wunsches müssen wir Sie ebenfalls auf den Bazar verweisen, und schlagen Ihnen für Ihren Zweck unter Andern ein den erst kürzlich erschienenen Volume topf vor — Sie werden es den nicht bezweifel. Auch haben wir unsere Abonnentinnen schon mehrfach mit der Neuenplattstickerie bekannt gemacht; sie gehört zu den besten, reizendsten Arbeiten. Bazar Nr. 20 brachte ein Dessin, welches Sie auf diese Weise zu Lambrequins benutzen können. Sie finden die Anweisung dazu auf Seite 153. — Ich glaube, eine ganz kurze Entdeckungsreise im Bazar würde von sehr gutem Erfolg sein. Fr. K. S. in C. Die von Ihnen gewünschten Schnittmuster werden später im Bazar erscheinen; diese werden weniger von der Mode berührt, richten sich auch nicht nach der Jahreszeit; wir müssen sie daher vorläufig für weniger wichtig nehmen, als das, was jetzt unsere Schnittbogen enthalten. C. S. in A. — Ein weißes Gashirtmäntelchen, vorn herunter und um die Bellerie mit blauer Seide gestickt, nach dem im Bazar Nr. 20, Seite 153 enthaltenen Dessin. Mademoiselle Ant - R - f - a - Pr. in Ga - ion. Wir bedauern; der gewünschte Schnitt fehlt uns nicht mehr zu Gebote. An Fr. A. F. in D. Ob Sie eine gebrauchte Mantille zum Ueberziehen Ihrer Marquise verwenden können? Allerdings; nur muß der Stoff noch fest und dicht sein, sonst ist Ihre Arbeit vergebens. Nirgends ist morscher, abgetragenener Seidentoff weniger an seinem Plage, als am Sonnenlicht. Was jedoch das Ueberziehen selbst betrifft, so gebüden Sie sich bis zu nächster Nummer; da sollen Sie eine ausführliche Anleitung dazu finden, nebst Abbildung und Schnitt einer hübschen Volantgarantur, welche Ihrer Marquise und gewiß noch mancher andern zur eleganten Fierde gereichen wird. Fr. M. P. in B. Wir können Nichts, als unsere früher gegebene Erklärung wiederholen. Fr. M. S. in G. Eggers, 6 plattdeutsche Fieder aus Groth's Duidborn; — ferner: „6 hochdeutsche Fieder“ und „2 Pariton-Fieder“, sämtlich bei Jowien in Hamburg. J. G. in Gr. G. Zu leicht. Fr. A. in Gr. G. — Fr. K. in T. Der beschränkte Raum gestattet den Abdruck Ihrer Einfendungen nicht. Fr. T. C. in P. — L. S. in A - g. — v. D. in B. Das Gewünschte soll folgen.